

Im Göhlthal

Landschaft im Grenzraum Nordostbelgiens



ZEITSCHRIFT DER VEREINIGUNG FÜR
KULTUR, HEIMATKUNDE UND GESCHICHTE
IM GÖHLTAL

Nr. 86 — August 2010

[illegible]

Inhaltsverzeichnis

Alfred Bertha Hergenrath	Zum 100. Geburtstag zwei ehemalige Hergenrath'sche Höfe	5
--------------------------	--	---

Im Göhlthal

Finchen Aussems (†)	Vorkriegs- und Kriegsjahre in Walhorn	12
---------------------	---------------------------------------	----

Henri Beckers	D'r Voorel, dā 't Mörjens seugt	39
---------------	---------------------------------	----

Albert Janché	ZEITSCHRIFT DER VEREINIGUNG	40
---------------	-----------------------------	----

Alfred Bertha Hergenrath	FÜR KULTUR, HEIMATKUNDE UND GESCHICHTE	64
--------------------------	---	----

Martha Beaufays	IM GÖHLTAL	73
-----------------	------------	----

Jakob Langohr (†)	Der Euro	76
-------------------	----------	----

Henri Beckers	Marmorwerke Raeren/Hergenrath	78
---------------	-------------------------------	----

Alfred Bertha Hergenrath	POW in Amerika	81
--------------------------	----------------	----

M.-Th. Weinert	Wie es sich trifft	84
----------------	--------------------	----

Walter Meven (†)	Ein Ausflug des Aachener Geschichts- vereins nach Montzen	86
------------------	--	----

Henri Beckers	Nr. 86	91
---------------	--------	----

Kelmis	August 2010	91
--------	-------------	----

Alfred Bertha Hergenrath	Vorstand: Herbert L. Leunert, St. Leonards-Str. 12, 4751 Neu-Montzen Sekretariat: Maxstraße 9, 4751 Neu-Montzen, Tel. 087-65 75 04 Lektor: Alfred Bertha, Bahnhofstr. 33, 4728 Hergenrath Kassierer: Alfred Bertha, Bahnhofstr. 33, 4728 Hergenrath Geldverkehrs-Konto Nr. 000-0191033-88, O. 100 100	99
--------------------------	---	----

Henri Beckers	Veröffentlicht mit der Unterstützung des Kulturamtes der deutschsprachigen Gemeinschaft	101
---------------	--	-----

Kelmis	Die Beiträge verpflichten nur die Verfasser	102
--------	---	-----

Die Redaktion	Alle Rechte vorbehalten	103
---------------	-------------------------	-----

M.-Th. Weinert	Chronik einer Familiengruppe	104
----------------	------------------------------	-----

Helga Wisniewski	in Hergenrath	105
------------------	---------------	-----



Vorsitzender: Herbert Lennertz, Stadionstraße 3, 4721 Neu-Moresnet.

Sekretariat: Maxstraße 9, 4721 Neu-Moresnet, Tel. 087/65.75.04.

Lektor: Alfred Bertha, Bahnhofstraße 33, 4728 Hergenrath.

Kassierer: Alfred Bertha, Bahnhofstraße 33, 4728 Hergenrath.

Postscheckkonto Nr. 000-0191053-60.

Fortis Bank: 248-0068875-35

Konto NL: AMRO-BANK: 46.37.00.090 Vaals/L

Konto BRD: Aachener Bank: 821 363 012 (BLZ 390 601 80)

Die Beiträge verpflichten nur die Verfasser.

Alle Rechte vorbehalten

Druck.: Aldenhoff, Gemmenich - 087-78 61 13.

Inhaltsverzeichnis

Alfred Bertha Hergenrath	Zum Umschlagbild: Kaper und Ries, zwei ehemalige Hergenrather Höfe	5
Finchen Aussems (†) Astenet/Walhorn	Vorkriegs- und Kriegsjahre in Walhorn	12
Henri Beckers Kelmis	D'r Voorel, dä 't Mörjens séngt	39
Albert Janclaes Walhorn	Aus dem Familienarchiv	40
Alfred Bertha Hergenrath	Über die Rechte und Pflichten eines Dorfschullehrers im 19. Jahrhundert	64
Martha Beaufays Ladbergen	Nachträge zur Familie Beaufays	73
Jakob Langohr (†) Aachen-Bildchen	Der Euro	76
Henri Beckers Kelmis	Marmorwerke Raeren/Hergenrath	78
Alfred Bertha Hergenrath	POW in Amerika	81
M.-Th. Weinert Aachen-Forst	Wie es sich trifft	84
Walter Meven (†) Aachen	Ein Ausflug des Aachener Geschichts- vereins nach Montzen	86
Henri Beckers Kelmis	Pirla woll ens vréje jue	91
Alfred Bertha Hergenrath	Zu einem Grenzstein	95
Henri Beckers Kelmis	Wöet mét „G-H“	99
Die Redaktion	Auf dem Büchertisch	102
M.-Th. Weinert Aachen-Forst	Max und Finchen	103
Helga Wisniewski Hergenrath	Chronik einer Familiengruppe in Hergenrath	104

Kaper und Ries, zwei ehemalige Hergenrather Höfe

von Alfred Bertha

In dem durch das Aachener Grenzprotokoll vom 22.11.1922 von Hergenrath abgetrennten und der Stadt Aachen überlassenen Gebietsteil befinden sich eine Reihe von alten Höfen, von denen Kaper und Ries schon wegen ihrer Lage an dem mit einer Rufschränke versehenen Bahnübergang Luerweg-Grünthal wohl vielen bekannt sein dürften. Beide Höfe sind Eigentum der Aachener Armenverwaltung, und dies seit mehr als 130 Jahren. „Ries“ findet sich als Flurbezeichnung schon am 26.1.1633 im Hergenrather Gudungsbuch:, wo wir die Eintragung finden: „Eenen halven Morgen Bennents gelegen up het Reis“. Der heute dort stehende Bauernhof wurde 1748 errichtet und trägt im Türsturz neben der Jahreszahl und dem Christus-Monogramm (IHS) die Initialen MM und MLM. Die Kirchenregister jener Jahre sind leider verloren gegangen. Aus den ab 1756 erhaltenen Registern sind uns für das Jahr 1780 als Bewohner von Ries die Eheleute Hubert Bounie und Maria Catharina Muyter sowie Johann Yserentant und Maria Elisabeth Wertz bekannt.



Türsturz mit den Initialen MM und MLM sowie der Jahreszahl 1748

„Op den Capert“ wohnten 1780 die Eheleute Nicolaus Becker und Maria Bauman. Eine Verkaufsanzeige im Korrespondenzblatt des Kreises Eupen vom 8.3.1851 weist sowohl Kaper wie Ries als Eigentum

des Theodor Yserentant und dessen Kinder aus. Während Ries etwa 53 Morgen an Grund und Boden besaß, wird Kaper nur als Wohnhaus mit Garten sowie Stall und Scheune aufgeführt. Eine Pachtanzeige aus dem Jahre 1913 gibt für Kaper einen Grundbesitz von sieben und für Ries von 9 ha an.

Neuer Besitzer wurde 1851 Mathias Joseph Reip, ein Hergenrather Bauunternehmer, der allerdings 1857 in große finanzielle Schwierigkeiten geriet und seinen gesamten Besitz verkaufen mußte. So kamen neben den Gütern Tiffes, Hoppenkohlhof und Neuhaus auch Kaper und Ries am 16.3.1857 in der Gastwirtschaft Yserentant („Winkel“) zum öffentlichen Verkauf. Es erstand sie der Aachener Kaufmann Johann Heinrich Schmitz.



Der Hof Kaper

Acht Jahre später stehen Kaper und Ries erneut zum Verkauf. Sie waren noch mit einer Hypothekarschuld von 500 Talern belastet.

Eine wohltätige Stiftung zugunsten der Aachener Armenverwaltung Maria Agnes Freifräulein von Thimus entstammte einer begüterten Aachener Familie. Sie war unverheiratet geblieben und hatte sich gegen Ende ihres Lebens ernsthafte Gedanken über die Verwendung ihres beträchtlichen Vermögens gemacht. Durch zwei vor dem Aache-

Bieh- und Mobiliar-Verkauf zu Hergenrath.

Montag, den 29. März d. J.,

Morgens 10 Uhr,

sollen zu Hergenrath auf dem Gute „**Ries**“, vor dem unterzeichneten Notar auf Kredit öffentlich verkauft werden:

12 theils frischmilchgebende und theils tragende Kühe, 1 Pferd nebst Geschirr, Baumseil, 1 schwere Hemmkette, 1 Schlagkarren, 1 schwerer Kohlkarren mit eiserner Achse und 4-zölligen Rädern, 2 Pflüge, 2 Eggen, 1 Butterfaß und verschiedene Hausmobilen.

Schüller.

Verkaufsanzeige im Korrespondenzblatt des Kreises Eupen vom 13.3.1858.

Wie daraus ersichtlich, lebte man auf „Ries“ nicht nur von der Milchwirtschaft. 2 Pflüge und 2 Eggen deuten auf Ackerbau, während das „Baumseil“ und die „Hemmkette“ auf Waldarbeiten hinweisen. Zudem hat der Verkäufer Kohletransporte durchgeführt.

Der Notar Delpy errichtete Testamente vom 17. November bzw. 20. Dezember 1864 hatte sie einen Teil ihres Vermögens „zu Vergabungen und Partikular-Legaten an verschiedene von der Testatrix namhaft gemachte fromme Institute“ bestimmt, in der ersten Klausel des zweiten Testaments aber auch den Appellations-Gerichtsrat Albert Freiherr von Thimus, wohnhaft zu Köln, zum Universalerben ihres restlichen Vermögens eingesetzt „mit der bittweisen Auflage“, die auf ihn übergehende Nachlassenschaft zu wohlthätigen Zwecken in der Stadt Aachen zu verwenden und dabei die Vorsteherin der Genossenschaft der Armen-Schwestern vom hl. Franziskus zu Aachen zu Rate zu ziehen. Zum Testamentsvollstrecker hatte die Erblasserin den Gefängnisseelsorger Franz Joseph Kappes zu Aachen bestimmt. Dieser hatte alle damit verbundenen Geschäfte abgewickelt und am 23. August 1866 mit dem Universalerben abgerechnet, der fortan die Interessen „der zu gründenden milden Stiftung“ wahrnehmen sollte. Aus den Mitteln des Nachlasses (17.126 Taler) hatte Freiherr von Thimus schon am 31. Juli 1865 für die beabsichtigte Stiftung ein zur öffentlichen Versteigerung gekommenes Besitztum des zu Aachen wohnenden Kaufmannes Johann Heinrich Schmitz und dessen Tochter zum Preise von 12.180 Talern erworben. Nach Abzug der Passiva, Abtragung der Legate und Verwaltungskosten

hatte der Testamentsvollstrecker noch 133 Taler, 23 Silbergroschen und 1 Pfennig in Händen. Bei dem versteigerten Besitztum des Kaufmannes Joh. Heinr. Schmitz handelte es sich um die beiden „in der Bürgermeisterei Hergenrath, Kreis Eupen, gelegenen Ackergrüter Kaper und Ries, mit Wohn- und Ökonomiegebäuden, Gärten, Ackerländereien, Weide, Wiesen, Holzungen und sonstigem An- und Zubehör, wie dieselben in dem diesem Akte beigeschlossenen Katasterauszuge speziell verzeichnet sind, im Ganzen an Fläche haltend 78 Morgen, 34 Ruten und 90 Fuß“. Zu den erwähnten Gütern gehörte zudem „ein Häuschen nebst Garten“, die mündlich auf unbestimmte Zeit verpachtet wurden. Bevor Freiherr von Thimus die zur Verfügung stehenden Gelder in besagte Immobilien anlegte, hatte er sich mit der Vorsteherin der Franziskanerinnen zu Aachen beraten und sich auch der Zustimmung „des um seine fördernde Mitwirkung ersuchten Herrn Oberbürgermeisters der Stadt Aachen, des Königlichen Regierungsrates außer Diensten, Contzen“, versichert, um dann „zur größeren Festigung der beabsichtigten Stiftung“ das auf ihn übergegangene Vermächtnis mittels eines Immobilaren Besitztums bleibend in Grundeigentum anzulegen und dieses letztere dann zu einer Stiftung „für verwahrloste Knaben und heranwachsende, innerhalb ihrer Familie sittlich gefährdete Mädchen „zum Vorteile der Stadt Aachen“ zu verwenden. Die Höfe Kaper und Ries wurden von Freiherrn von Thimus auf „neun feste Jahre“ für den Pachtzins von 615 Talern verpachtet. Ein auf drei Jahre verpachteter und zu den erwähnten Gütern gehörender Steinbruch warf jährlich eine Einnahme von 30 Talern ab. Eine neu beforstete Tannenkultur von ca. sieben Morgen versprach für die Folgezeit eine durchschnittliche Vermehrung der Jahreseinnahmen. Sofort nach dem Erwerb von Kaper und Ries hatte der Universalerbe umfassende Reparaturarbeiten und Verbesserungen durchführen lassen, so dass deren wirtschaftlicher und baulicher Zustand voraussichtlich für eine längere Zeit keine weiteren Aufwendungen erforderlich machte. Allerdings hatten diese Arbeiten die beträchtliche Summe von 1.580 Talern verschlungen. Letzten Endes musste noch ein Hypothekendarlehen von 3.500 Talern zu Lasten der beabsichtigten Stiftung aufgenommen werden. Diese Summe wurde von der Genossenschaft der Franziskanerinnen zur Tilgung einer älteren auf den beiden Gütern lastenden Hypothekarschuld vorgestreckt.

Nachdem Freiherr von Thimus die materiellen Grundlagen für eine dauerhafte Stiftung geschaffen hatte, erachtete er den Zeitpunkt für gekommen, „zur Erfüllung der durch das Testament der Erblasserin ihm

gemachten Auflage zu schreiten“. Demzufolge schenkte er am 24. August 1866 (3) unter dem Titel einer unwiderruflichen Schenkung unter Lebenden der Armenverwaltung der Stadt Aachen die beiden Ackergüter Kaper und Ries „mit allen An- und Zubehörungen“, und zwar unter folgenden Bedingungen:

1. Die Stiftung ist von dem übrigen Armen-Vermögen der Stadt Aachen als völlig gesondert zu erhalten und deren Verwaltung unter getrennten Positionen zu führen.

2. Aus dem Reinertrag der Stiftung fließen vorab 100 Taler der Vorsteherin des Hauses der Schwestern vom hl. Franziskus in Aachen zu. Diese Summe soll die Vorsteherin „zur Unterstützung derjenigen unter den nachgenannten, in minder günstigen Vermögensverhältnissen lebenden entfernteren Anverwandten der seligen Maria Agnes von Thimus verwenden, bei welchen nach dem Ermessen der gedachten ehrwürdigen Vorsteherin eine vorübergehende oder dauernde Unterstützungsbedürftigkeit obwalten würde“. Die namentlich genannten Anverwandten waren die Nachkommen des im Jahre 1817 zu Aachen verstorbenen Ferdinand von Thimus, und zwar:

- dessen Tochter Annette von Thimus und deren Ehemann Dr. med. Gorissen zu Keyenberg b. Erkelenz;
- Frau Henriette von Thimus, geschiedene Louvigné, derzeit in Lüttich;
- deren Tochter Henriette Louvigné, Haushälterin bei der Familie Patrocinio zu Düsseldorf;
- Therese von Thimus, verehelichte Simons, zu Aachen.

3. Der nach Abzug der 100 Taler verbleibende Restbetrag des Stiftungseinkommens soll in zwei gleiche Teile geteilt werden, deren einer für die Unterbringung und Erziehung verwahrloster Knaben katholischer Konfession verwendet werden soll. Der andere Teil soll zur Unterbringung, der sittlich-religiösen Erziehung und der Ausbildung „solcher über 14 Jahre alter Mädchen katholischer Konfession dienen, welche, weil dieselben nicht zur Kategorie elternloser oder verlassener Kinder im gesetzlichen Sinne gehören, Aufnahme in anderweiten milden Instituten nicht finden, ihrer Familie überlassen aber der Gefahr der sittlichen Verwahrlosung ausgesetzt sind“.

4. Solange das für Mädchen der bezeichneten Art beim Hause der armen Schwestern vom heiligen Franziskus in Aachen vorhandene und derzeit von Schwester Ignatia geleitete Institut besteht, soll die für die Aufnahme sittlich gefährdeter Mädchen vorgesehene Hälfte des Stiftungsertrags diesem Haus zufließen und dort nach dem Ermessen der-

Schwestern ohne Verpflichtung derselben zu irgendeiner Rechnungslage für solche Kinder verwendet werden (1).

5. Unter ganz gleichen Bedingungen soll die für die Erziehung verwahrloster Knaben vorgesehene Hälfte des Stiftungsertrags dem zu Aachen zu diesem Zwecke von den Brüdern des hl. Franziskus gegründeten Institut zukommen und „für die unter ihrer Obhut befindlichen Zöglinge verwendet werden“ (2).

6. Sollte eines der beiden Institute eingehen, während in oder bei Aachen ein entsprechendes von einer katholischen kirchlichen Genossenschaft geleitetes Haus gleicher Zielsetzung besteht, so soll das Geld Letzterem zukommen. Besteht jedoch kein solches Institut, das an die Stelle des eingegangenen treten könnte, so wird der gesamte Stiftungsertrag dem übrig bleibenden Institut zufließen.

7. Würden beide in den Paragraphen vier und fünf genannte Institute eingehen ohne dass gleichartige andere, von kirchlichen Genossenschaften geleitete an ihre Stelle träten, so steht es der Armenverwaltung der Stadt Aachen frei darüber zu bestimmen, „in welcher anderen Weise die speziellen Zwecke der Stiftung noch zu erreichen sind“.

Die Armenverwaltung der Stadt Aachen, vertreten durch Anton Salm [Kammerpräsident beim Königlichen Landgerichte zu Aachen), Joseph Emunds (Königlicher Landgerichtsrat) und Gerhard Kleinermanns (Rentner) akzeptierte die Bedingungen der Schenkung „vorbehaltlich der Genehmigung der Staats-Behörde“. Die beiden Stiftungsgüter waren seitdem Pachthöfe.

Dass die Aachener Armenverwaltung in den Genuss dieser Stiftung kam, ist durchaus nichts Außergewöhnliches. In einem 1890 angelegten Verzeichnis der Grundbesitzer, Gewerbetreibenden und Bergwerksbesitzer des Kreises Eupen wird auch die Aachener Armenverwaltung mit Liegenschaften in Hauset, Walhorn, Eynatten, Kettenis und Lontzen aufgeführt.

Der von der Armenverwaltung zu zahlende Grundsteuerbetrag lag insgesamt bei 978 Mk. Im Kreis Eupen war nur der in Bonn wohnende Rittergutsbesitzer Andreas von Grand'Ry mit 1.755 Mk höher veranlagt. (Korrespondenzblatt des Kreises Eupen, 13.8.1890).

Durch die Grenzziehung von 1922 wurden, wie schon gesagt, Kaper und Ries von Hergenrath losgelöst und mit Bildchen zu Aachen geschlagen. Der Grenzverlauf ließ jedoch eine größere Parzelle auf der Wolfsheide/Grüntal auf Hergenrather Gebiet liegen. Einigen Wirbel gab es im Juli 1993, als publik wurde, die Stadt Aachen habe im März 1992

bei der Gemeindeverwaltung Kelmis Erkundigungen über dieses 52.000 qm große Gelände im „Grüntal“ eingeholt. Von Seiten der Gemeinde wurde der Stadt zu verstehen gegeben, dass man einem Verkauf dieses Geländes und nachfolgender Erschließung als Bauland nicht positiv gegenüberstehe. Bürgermeister Mathieu Grosch wandte sich denn auch in einem persönlichen Schreiben an den Aachener Oberbürgermeister Dr. Linden mit der Anregung, in Zusammenarbeit mit der Stadt künftig gemeinsame Probleme (Umwelt, Wirtschaft, Wohnungsmarkt...) auf politischer Ebene einer Lösung zuzuführen. In einer Gemeinderatssitzung vom 8. Dezember 1993 konnte der Bürgermeister den Ratskollegen mitteilen, die Stadt Aachen verzichte vorläufig auf den Verkauf des Geländes im Grüntal, doch wünsche man in Aachen Aufklärung darüber, wie die Gemeinde sich eine eventuelle Bebauung dieser Zone vorstelle. Nach einer längeren Diskussion, in der sich niemand für eine Bebauung aussprach, einigten sich die Ratsmitglieder auf eine an die Stadt Aachen zu richtende Stellungnahme, in der auf die Aspekte Umwelt, Landschaftsschutz und Verkehr hingewiesen und unterstrichen werden sollte, dass die Gemeinde Kelmis keine Bebauung des besagten Geländes wünsche. Seitdem ist es still in dieser Angelegenheit...

Anmerkungen

- 1) Am 3. Oktober 1845, am Vorabend des Festes des Hl. Franziskus von Assisi, gründete die Aachener Fabrikantentochter Franziska Schervier mit vier gleichgesinnten Frauen in einem kleinen Haus am Jakobstor die Genossenschaft der Armen-Schwester vom hl Franziskus, die sich neben der Betreuung der Notleidenden und der Krankenpflege besonders der Prostituierten annahm, deren es in den Jahren des Frühkapitalismus sehr viele in Aachen gab.
- 2) Die Franziskaner konnten in Aachen auf eine sehr lange zurückreichende Anwesenheit hinweisen. In Lüttich, wo der für Aachen zuständige Bischof residierte, ließen sich diese „Bettelmönche“ schon vor 1200 nieder. Wenig später trifft man sie auch in Aachen an. Die Nikolauskirche der Franziskaner wurde 1327 geweiht.
- 3) Schenkungsakt errichtet vor Notar Baum, Aachen

Vorkriegs- und Kriegsjahre in Walhorn

von (†) Finchen Aussems-Stickelmann

Vorbemerkung:

Es sollte „nur ein Familienbuch“ werden. So wenigstens die Absicht der Autorin, als sie 1997 mit der Aufzeichnung ihrer Erinnerungen begann.

Es wurde mehr daraus, nämlich eine Familienchronik, die weite Bereiche der Walhorer Dorfgeschichte streift bzw. abdeckt.

Die folgenden Auszüge aus dieser Niederschrift haben wir bewusst so gewählt, dass die Ortsgeschichte in den Vordergrund gerückt wurde und die privaten Angelegenheiten weniger Berücksichtigung erfuhren.

„Ich bin im Ersten Weltkrieg am 20. November 1915 in Walhorn geboren als Tochter der Eheleute Peter Stickelmann und Angela Dujardin. Meine Eltern wohnten in dem Haus der Mutter meines Vaters. Meine Großmutter war in das Häuschen nebenan eingezogen. Sie ist im Alter von 91 Jahren gestorben. Ihr Mann, mein Großvater, ist im Alter von 38 Jahren gestorben; er arbeitete an einem Dachstuhl und stürzte ab.“

So die ersten Zeilen der uns vorliegenden Aufzeichnungen.

Peter Stickelmann, der Vater der Autorin, erlernte den Schreinerberuf in der väterlichen Werkstatt, die die Großmutter mit einem Gesellen weitergeführt hatte.

Neben der kleinen Schreinerei wurde Landwirtschaft im Nebenberuf geführt; dazu heißt es in den Aufzeichnungen: „Viele Leute betrieben damals nebenbei eine kleine Bauerei... Im Ersten Weltkrieg besaßen meine Eltern ein kleines Grundstück am Walhorer Kreuz. Dort gingen sie Kartoffeln pflanzen. Mein Vater erzählte oft, sie hätten, wenn sie im Frühjahr die Kartoffeln pflanzten, die Kanonen grollen hören; es sei unheimlich gewesen. Sie hätten sich damit getröstet, der Krieg sei gewiss vorbei, wenn sie die Kartoffeln ernten würden. „Wir haben vier Jahre im Frühjahr gepflanzt. Erst dann war der Krieg beendet“, wiederholte er immer...

Vater wurde nicht eingezogen, weil er Schreiner an der Bahn war.

Kriegsende und Neuanfang

Welche Auswirkungen der Anschluss an Belgien auf das tägliche Leben der Bewohner von Eupen-Malmedy haben konnte, sehen wir am

weiteren Geschehen, wie es Finchen Aussems-Stickelmann darstellt:

„Vater ging, nachdem er in Spandau bei Berlin gedient hatte, an die Eisenbahn in Aachen. Dort war er als Schreinermeister angestellt...

Um die Stelle (nach dem Anschluss an Belgien) zu behalten, hätte er wegziehen müssen, doch Mutter wollte nicht. Sie liebte ihre Heimat.

Meine Eltern haben oft erzählt, sie hätten Geld gespart, um ein Haus zu kaufen. Durch den verlorenen Krieg wurde das ersparte Geld wertlos. Für dieses faule Geld konnten sie nur noch etwas Wäsche und ein Paar Ledergamaschen kaufen...

Da meine Mutter nicht hier aus der Heimat weg wollte, packten die Eltern die Gelegenheit beim Schopf, als ein Hotel-Restaurant zu kaufen war. Dieses Restaurant mit Saalbetrieb steht mitten im Dorf vor unserer Pfarrkirche.

Vater wurde selbständiger Schreinermeister, kaufte ein paar Maschinen und konnte zu Hause einspringen, wenn er gebraucht wurde.

In der Woche war tagsüber nicht viel los, doch samstagabends und sonntags nach dem Hochamt herrschte immer Betrieb. Der Saal war zur damaligen Zeit schon ganz schön. Es wurden dort größere Versammlungen und Ausstellungen abgehalten, die Antonius-Kirmes gefeiert. Der hl. Antonius wird hier von den Bauern verehrt.

Am 17. Januar kamen die Landwirte von hier und Umgebung zur hl. Messe und gingen meist noch zu ihren Verwandten zu Besuch. Nach der Messe feierten sie in der Wirtschaft bei uns oder in den beiden anderen nebenan.

Abends gab dann der Kirchenchor ein Konzert mit Gesang und Theater. Der Saal war immer brechend voll. Danach wurden einige Tische weggeräumt, die älteren Leute gingen nach Hause, die jüngeren tanzten.

Bei der großen Dorfkirmes war drei Tage lang viel los.

Und dann gab es noch den Totenkafee nach Begräbnissen. Hilfe hatten meine Eltern immer, wenn etwas los war. Das ging nicht ohne Kellner und Köchin und Hilfen.

Ferienkinder

Anfang der dreißiger Jahre war die Lage sehr schlecht in Deutschland. Deshalb wurden Kinder hierher nach Belgien geschickt. Mehrere Kinder aus Bonn waren damals in Walhorn. Auch Familie Aussems nahm ein solches Kind auf. (Anm.: Der spätere Ehemann der Autorin, Hermann Aussems, kam aus dieser Familie). Es war Margret. Sie kam

im Alter von 7 Jahren zum ersten Mal zu ihnen. Im nächsten Jahre kam sie wieder und blieb dann mit dem Einverständnis der Eltern bei den Aussems. Ihre Eltern waren froh darüber; sie hatten mehrere Kinder und wenig zu essen.

Die Margret hat in Walhorn die Volksschule besucht und später im landwirtschaftlichen Betrieb mitgeholfen. Sie hat schließlich Leo Nysen geheiratet, 8 Kinder geboren und bis zu ihrem Tode auf der Walhorner Heide gewohnt.

Eine Genossenschaftsmolkerei für Walhorn

In den dreißiger Jahren ging die Landwirtschaft sehr schlecht und auch das Handwerk kannte keine rosige Zeit.

Ich kann mich noch erinnern, dass die Landwirte mehrere Versammlungen abhielten. Schließlich wurde eine Molkereigenossenschaft gegründet. Ich war damals etwa 17 Jahre alt.

Doch wo sollte die geplante Molkerei gebaut werden? Es wurde beraten. Da meine Freundschaft mit Hermann Aussems 1932 begann, bekam ich das alles mit. Mein Schwiegervater, für mich damals noch „Herr Aussems“, stellte ein Grundstück zur Verfügung. Der Kaufakt sagte, der Kauf gelte nur, wenn die Parzelle genügend Wasser aufbringe. Es wurden Bohrungen durchgeführt, die ergaben, dass reichlich Wasser vorhanden war. Bis heute nutzt die Molkerei diese Wasservorkommen.

Der zukünftige Schwiegervater hatte ein doppeltes Interesse, so meine ich, am Erfolg der Molkereigenossenschaft. Erstens war er selber Landwirt und zweitens konnte es seinem Futtermittelhandel nur förderlich sei, wenn es den Bauern gut ging.

Fünfzehn Franken pro Quadratmeter zahlte die Genossenschaft. Die Molkerei wurde gebaut. In der Zeit, wo die Maschinen aufgebaut wurden, profitierten auch wir (als Wirtsleute) davon. Wir hatten Monate lang fünf Leute in Logis. Das brachte natürlich mehr Arbeit.

Durch unsere Sprache, den Walhorner Dialekt, verstanden wir die Männer, alles Flamen, ganz gut.

Mein Vater bekam eine Stelle als Heizer in der Molkerei. Er arbeitete dort bis 1943, dann wurde er krank.

Ich greife etwas vor, wenn ich die spätere Entwicklung der Molkerei anspreche. In den 60er Jahren wurde beschlossen, die Molkerei zu vergrößern. Hermanns Bruder Hubert verkaufte ein Stück Wiesengrund, auf dem sich der Brunnen befand, den mein Schwiegervater 1939 für uns hatte bauen lassen.



Die Bilder geben eine Vorstellung von der Größe der Walhorne Molkerei.



Dieser Brunnen versorgte unseren Hof mit gutem Trinkwasser. In dem Kaufvertrag zwischen dem Schwager Hubert und der Molkerei wurde festgehalten, dass die Molkereigenossenschaft unseren Hof unentgeltlich mit gutem Wasser versorgen müsse, was aber kein Problem war, da der Brunnen genug Wasser lieferte.

Ein paar Jahre später verkaufte Hubert ein noch größeres Grundstück. Darauf wurde ein riesiger Bau errichtet. Der Betrieb wurde immer größer...

Das Gut Groetbach wurde in den 70er Jahren, nach Huberts Tod, ebenfalls an die Molkerei veräußert, die eine große Flaschenabfüllanlage errichtete. Auch entstanden ein Paar Riesentürme. Dort wird Milchpulver produziert. Tag und Nacht laufen die Maschinen. Viele Laster bringen und holen Ware. Die Molkerei ist ein großer Arbeitgeber geworden. Das Gut Groetbach war einmal!

Für die direkten Nachbarn der Molkerei entstanden aber auch negative Folgen. Durch die schweren Laster sind Risse in den Hauswänden entstanden. Die Waschanlagen für die Milchtankwagen und die hohen Tanks für die Zwischenlagerung der Milch nehmen die Sicht...

Die Entstehung und der Werdegang der Molkerei sind direkt und indirekt mit meinem und meines Mannes Leben verbunden. Die Bauernhöfe von Hubert und Hermann sind in den Besitz der Molkerei übergegangen. Der Schwiegervater hatte den Grundstein gelegt.

Doch zurück ins Jahr 1939.

Kriegsausbruch

Endlich war es soweit, wir sollten heiraten. Alles war vorbereitet für unsere Hochzeit im September 1939. Wir hatten den Hof des Schwiegervaters, das Haus war renoviert. Ich wollte gerade in der letzten Woche vor der Hochzeit die Gardinen aufhängen, da marschierten die Deutschen in Polen ein.

Sofort zogen die Belgier die jungen Männer ein. Hermann bekam den Stellungsbefehl....

Schweren Herzens ging ich die Brautmesse abbestellen, die am nächsten Mittwoch hätte sein sollen. Das Melkvieh, das mein Mann hätte bekommen sollen, blieb auf dem elterlichen Hof; das Jungvieh wurde auf unseren Hof gebracht.

Zur Versorgung des Viehs wurde ein junger Mann eingestellt. Es war Johann Trost aus Dürler (belg. Eifel), dessen Bruder ebenfalls zwei Jah-

re beim Schwiegervater arbeitete, ehe er zum Arbeitsdienst und zwei Monate später zur Wehrmacht musste; er fiel am 30. März 1943 in Russland.

„Trotz des Krieges war es in unserem Dorf sehr still und ruhig. Nicht weit von unserem Haus steht eine wunderschöne Herz-Jesu-Statue in einem kleinen Vorgarten. Da haben viele Frauen und junge Mädchen – auch ich – gekniet und für unsere Soldaten und für den Frieden gebetet.“

„Am 18. September 1939 haben wir standesamtlich geheiratet“, so Finchen-Aussems-Stickelmann. „Wenigstens eine Rente“, so meinte der junge Ehemann, sei seiner Frau dann sicher, wenn ihm etwas zustoßen sollte.

Am nächsten Tag musste Hermann Aussems wieder zur Truppe. Auf den Hof konnte die junge Ehefrau nicht ziehen, sie wäre ja allein gewesen und außerdem zählte ja erst die kirchliche Trauung für das Zusammenleben.

Ruhige Tage

Der Krieg war zwar durch den deutschen Angriff auf Polen am 1. September 1939 ausgebrochen, aber im Westen blieb es vorläufig still. Doch am 10. 1940 marschierten die Deutschen in Belgien ein. Wir wohnen ca. 15 km von der deutschen Grenze. Wir stellten Eimer an die Straße und Becher, damit die Infanteristen mal trinken konnten. Mit einem Kopfnicken dankten sie uns dafür. Wir hatten Angst und dachten: „Jetzt geht das auch bei uns los!“

Wir hörten das Schießen von Lüttich her; Dann hieß es: „Die Fallschirmjäger haben die Bunker gestürmt.“

Der Krieg tobte weiter in Belgien. Unsere Männer standen an der Front. Die belgische Armee wurde bis Frankreich verfolgt. Viele Soldaten kamen in deutsche Gefangenschaft, auch die unseren. Da unsere Männer aber Neubelgier waren, ließen die Deutschen sie nach Hause kommen. Das war im Juli 1940...

Es war Anfang August, so gegen 23 Uhr abends, ich war schon zu Bett gegangen, da hörte ich schwere Schritte auf der Treppe zu unserem Lokal. Es war mein Mann... Er trug eine schwarzgestreifte Hose und eine Jacke von Franzosen. Er war also in Zivilkleidung. Da er bis Aachen gekommen war, hatte er sich gesagt: „Da ich so nahe der Heimat bin, gehe ich auch nach Hause; und da er aus den Ostkantonen stammte, ließen ihn die Deutschen gehen.“

Da noch Heu und Grummet einzufahren war, warteten wir mit der Hochzeit bis September und heirateten dann am 25. September 1940...

Je länger der Krieg dauerte, desto schlimmer wurde es. Man musste ständig verdunkeln und die Angst wurde immer größer. Unser Nachbar, Leo Aussems, wurde eingezogen. Seine Frau musste den Hof mit einem Gehilfen, den man ihr zugewiesen hatte, bewirtschaften. ...Zwei oder drei Mal hat Wilma ihren Mann in Deutschland besucht. Schließlich kam er nach Stalingrad und wurde dort als vermisst gemeldet.

Mein Mann musste jedes halbe Jahr zur Nachuntersuchung nach Bonn, wo er im Universitätskrankenhaus wegen eines Lungengeschwürs behandelt worden war. Er brauchte noch nicht zur Wehrmacht. Doch eines Tages kam der damalige Ortsbauernführer zu uns und forderte Hermann auf, andere Arbeiten zu verrichten. Er sollte Lebensmittelkarten und andere Dinge verteilen. Ich stand dabei. Hermann sagte: „Ich bin nicht mehr der Stärkste, Hilfe ist fast keine zu haben und ich muss viel auf dem Hof arbeiten.“ Darauf der Ortsbauernführer: „Hermann, du weißt ja, wenn du das nicht annimmst, dann bist du schnell an der Front. Es sind nicht mehr viele junge Männer hier.“

Ich stieß meinen Mann an, denn ich hoffte, dass er nicht in den Krieg müsste.

Das war 1943. Dafür wurde er nach dem Krieg von den Belgiern verhaftet!

Nährstand und Zwangsablieferungen

Dann bekamen wir Bescheid, wir und andere Bauern müssten 3 oder 4 Morgen Land mit Kartoffeln bepflanzen. Mein Mann und ein paar Leute ernteten diese. Während der Mittagszeit konnten die Kartoffeln etwas antrocknen. Wenn die Arbeiter vom Felde kamen, stand das Essen auf dem Tisch. Eines Tages kam eine Bekannte, deren Haus und Hauswiese an unseren Acker grenzten, und fragte mich: „Weißt du, dass ihr während der Mittagszeit bestohlen werdet?“

Ich sagte das meinem Mann, der meinte, ich sehe zu schwarz. Nun beobachteten wir unseren Acker während der Mittagszeit mit dem Fernrohr und sahen, wie zwei Personen Kartoffeln in große Körbe füllten. Sie hatten einen Karren dabei und zwei große Wäschekörbe. Von da an blieb über den Mittag einer unserer Arbeiter auf dem Acker.

Die Kartoffeln mussten wir abliefern, bis auf den Eigenbedarf. Mehrere Schlagkarren wurden zum Gemeindehaus gefahren, dort in einem abschließbaren Schuppen aufgekippt und schließlich verteilt. Ich erinnere mich noch an eine Kartoffelkäferplage und es war eine höllische Arbeit, die Käfer mit der Hand zu fangen. Hätte man es nicht getan, so wäre die ganze Ernte vernichtet gewesen.

Not macht erfinderisch

Auch auf die Milchverwertung wirkte sich die Zwangsbewirtschaftung aus. Anfangs brauchten wir nur die Sahne in Kannen abzugeben und wir konnten bequem Milch, Sahne und Butter für den Eigenbedarf behalten. Doch man behielt immer mehr als erlaubt!

Unser Butterfass musste angemeldet werden. Es wurde plombiert. Ebenso erging es den Zentrifugen.

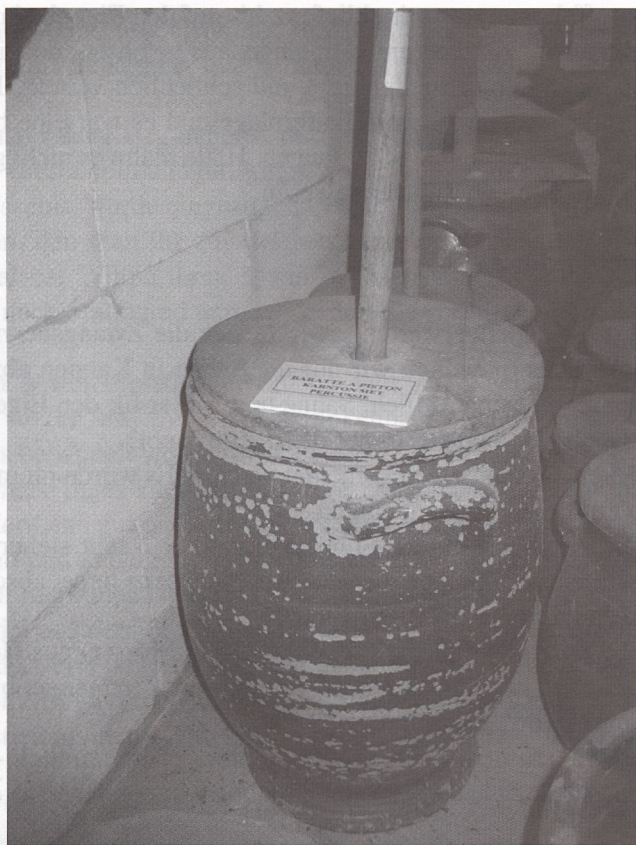
Wir haben immer mehrere Eimer Milch über Nacht stehen lassen. Dann konnte man die Sahne, die sich oben abgesetzt hatte, abschöpfen. Davon haben wir dann Butter gemacht.

Mein Vater fertigte einen „Stücker“ (Stößel, Mörser) aus Holz. Wir gossen die Sahne in einen Steintopf und „stießen“ so lange, bis sie zu fester Butter geworden war.

Von der Magermilch machten wir – immer ganz heimlich – Quark und Käse. Auch dazu hatte der Vater eine Vorrichtung aus Holz angefer-



Butterfässer verschiedenster Art...



„Baratte à piston“ nennt der Franzose diese Art „Butterfass“. Das Buttern war Knochenarbeit! Viel leichter war ein Drehfass zu bedienen oder ein Fass mit einem drehbaren Innenmechanismus.

tigt. Es war eine Art Trog in den man die klumpende Milchmasse füllte. Die Seitenbretter (Planken) wurden nach und nach fester andrückt, damit die Flüssigkeit ablaufe. Diese lief über eine kleine Rinne durch ein Loch in einen Eimer. War das Ganze nach Tagen erhärtet, so schnitt ich den Quark in Quadratgröße wie einen echten Bauernkäse.

Dann musste der Käse im Keller reifen, wo er jede Woche mit kaltem Wasser gewaschen wurde.

Wir hatten einen großen Garten, den die Männer umgruben und bepflanzten. Wir ernteten Weißkohl, Erbsen, Stangenbohnen und vieles andere. Der Weißkohl wurde auf einer großen Kohlschabe ganz klein geschnitten. Sodann füllten wir ihn in Steinkrüge, dichteten diese mit

Tüchern ab, legten ein paar Brettchen darüber, die wir mit einem Stein beschwerten. So machten wir es auch mit den Schnippelbohnen. Nach kurzer Zeit mussten die Tücher ausgewaschen, die Brettchen und der Stein abgeschrubbt werden.

Die Herbstzeit bestand für uns Frauen nur aus Einkellern und Einkochen dessen, was die Männer an Erntegut herbeischafften.

Wenn wir Fleisch benötigten, schlachteten wir ein Kälbchen, auch schon mal ein größeres Tier. Jedes Jahr schlachteten wir auch ein Schwein oder zwei. Der Nachbar Karl hatte das Schlachten gelernt und er machte uns alles zurecht.

Wenn das Schwein getötet war, wurde das Blut aufgefangen und gerührt, bis es kalt war und sich keine Klumpen mehr bildeten. Dieses Blut wurde dann später bei der Herstellung von Blutwurst und „Putes“ verwendet.

Geflohene Franzosen und Fluchthilfe

Im Januar-Februar 1943 zeigte sich der Winter von seiner strengsten Seite. Überall türmte sich der Schnee. In unserem Kuhstall fanden mein Mann und unser Gehilfe eines Morgens, als sie gegen 5 Uhr 30 das Vieh versorgen wollten, zwei junge Franzosen, die aus Deutschland geflohen waren. Sie hatten im Heu geschlafen, ihre Kleider waren feucht.

Mein Mann besorgte Unterwäsche und Socken für die beiden, ich trocknete ihre feuchten Kleider am Herd, versorgte sie mit Butterbrot und Kaffee und gab danach noch jedem Brote zum Mitnehmen. Der ältere der beiden wollte zum Dank meinem Mann seinen Ring schenken. Ich sehe noch, wie er den Ring abstreifte und ihn Hermann geben wollte. Der hat das aber in höflichem Französisch abgelehnt.

Er hat ihnen dann, noch ehe der Tag anbrach, den Weg über die Wiesen nach Welkenraedt erklärt. Der Straße zu folgen, wäre zu gefährlich gewesen, denn überall waren Leute eingesetzt, um Flüchtlinge zu fangen. Es gab welche, die nichts sahen oder nichts sehen wollten, andere aber haben sich dabei besonders hervorgetan.

Wir waren zu ängstlich, die Franzosen nach ihrer Adresse zu fragen. Flüchtigen (Gefangenen oder Fremdarbeitern) zu helfen, war strengstens verboten. Zum Glück war unser Knecht Joseph Altbelgier; er würde uns also nicht verraten. Ob die Flüchtlinge gut heimgekommen sind? Wir wissen es nicht, hoffen es aber inständig.

Erste zivile Kriegsoffer in Walhorn

Am 11. April 1944 gab es hier in Walhorn Bombenalarm. Ehe wir aus dem Bett und mit unseren beiden Kindern im Keller waren, fielen schon die ersten Bomben. Bei uns barsten verschiedene Fensterscheiben, ein kleiner Splitter traf mich am Kopf. Die Bomben waren in einer Entfernung von nur etwa 10 Minuten Fußweg gefallen.

Über Aachen sah man die so genannten Christbäume stehen. So nannte der Volksmund die Leuchtzeichen, die von der britischen Luftwaffe (RAF) seit August 1942 zur Markierung der Bombenziele eingesetzt wurden. Diese Leuchtzeichen wurden durch besondere „Pfadfinderflugzeuge“, die dem Bombergeschwader vorausflogen, abgesetzt und steckten den Angriffsbereich für die Bomber ab.

Von uns aus sah man die Stadt lichterloh brennen. Die britischen Bomber hatten Aachen fast dem Erdboden gleichgemacht.

In der Nacht noch mussten mein Mann und noch einige andere nach Aachen, um den Obdachlosen zu helfen. Er brachte zwei junge Mädchen mit, die man uns zugewiesen hatte. Alle Leute hier im Ort bekamen Obdachlose zugewiesen.

Diese bekamen nachher Kleiderkarten und Karten für Schuhe, denn sie hatten ja nichts als das nackte Leben.

Als die Mädchen eine Woche bei uns waren, kam das damalige Pflichtjahrmädchen Käthe. Wenn man eine Hilfe brauchte, wurde ein vierzehnjähriges Mädchen geschickt, welches ein so genanntes Pflichtjahr absolvieren musste. Man musste sie nehmen, ob sie einem gefiel oder nicht.

Wir haben Glück gehabt. Käthe half im Haushalt, war nett und lieb. Sie schlief mit den obdachlosen Schwestern in einem Zweibett-Schlafzimmer.

Wir haben die beiden Mädchen versorgt, bis ihre Eltern eine Wohnung hier im Dorf bekamen. Später ist dann die ganze Familie nach Aachen zurückgezogen.

Zurück zum 11. April. In jener Nacht fielen die Bomben auf das Haus Voss. Vater, Mutter (Kusine meines Vaters), zwei Söhne und eine Tochter im jugendlichen Alter lagen unter den Trümmern. Die Toten wurden in einer unbenutzten Schulklasse aufgebahrt.

Am darauf folgenden Sonntag standen fünf Särge auf dem Platz vor dem jetzigen Jugendheim, damals „Schulplatz“. Die Toten wurden unter Teilnahme der Ortsvereine, des Bürgermeisters und vieler Menschen

[illegible][illegible][illegible][illegible][illegible][illegible][illegible][illegible][illegible]

Vaterlandes gaben

Grohé
Gauleiter

Der „Westdeutsche Beobachter“, die einzige zugelassene Tageszeitung, veröffentlichte am 13. Mai 1944 eine Namenliste mit 945 beim Angriff auf Aachen umgekommenen Zivilisten. Die „Geschichte Aachens in Daten“ von Bernard Poll gibt die Zahl der Toten mit 1525 an.

zu Grabe getragen. Es war schon hart, besonders wenn man befreundet ist! Ludwig Voss spielte des öfteren mit meinem Mann und noch zwei Freunden Karten.

Kurz vor Kriegsende wurde mein Mann eingezogen. Er musste nach Monschau. Am 16. Mai wurde er für geeignet erklärt. Die fragten nicht danach, ob der Mann stark genug war, ob eine Frau allein auf dem Hof zurückblieb mit zwei Kindern und in Erwartung eines dritten, ob Hilfe zu bekommen war. Er sollte zur Fahrtruppe „leichte Artillerie“ kommen.

Am 25. August 1944 kam der Bescheid, mein Mann müsse nach Dortmund. Krieg ist grausam.

Dem Gestellungsbefehl folgen?

Wir haben Nächte nicht geschlafen und uns immer nur gefragt: „Fortgehen? Hier bleiben?“

Dann hörten wir, dass die Front und die Amerikaner näher rückten, die Deutschen zogen sich schon zurück. Wenn mein Mann hier bliebe und von den Deutschen gefasst würde, würde er als Deserteur zum Tode verurteilt und erschossen werden. Aus Angst davor gingen wir nach Ey-natten, wo er sich mit einem Bekannten, Johann Keller, treffen und mit diesem weggehen wollte.

Aber Johann erklärte ihm, er verstecke sich auf dem Dachboden. Als ich fragte, wo Johann sei, antwortete mir Hermann, der habe schon früher gehen müssen. Er hatte dem Johann versprochen, nichts zu sagen... In der Nacht ist Johann dann doch noch fortgegangen. Wie es sich damals genau abgespielt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls ist er acht Tage vor Ankunft der Amerikaner als deutscher Soldat in Gefangenschaft geraten und hat lange Monate auf die Heimkehr warten müssen. Johann und seine Frau haben damals viel mitgemacht. Der Hof brannte noch vor Johanns Rückkehr ab.

Johanns Frau Anna benahm sich nicht wie eine Frau, deren Mann gerade in den Krieg gezogen war. Als ich mich von ihr verabschiedet hatte, fuhr ich mit dem Fahrrad über den Johberg nach Hause. Auf dem Johberg fragte mich dann Marike Johnen, warum ich den Hermann habe weggehen lassen. Auch meine Schwägerin Tinny stellte mir diese Frage. Die Amerikaner seien doch bald da.

Aber wer wusste denn, dass das so schnell gehen würde? Ich war fix und fertig. Mein Vater und auch mein Schwiegervater sagten: „Wir kön-

nen nur hoffen, dass er zurückkommt. Aber wenn er Kriegsverweigerer ist, dann erschießen sie ihn.“

Hermann hat mir oft erzählt: „Ehe ich durch die Sperre ging, um den Zug nach Dortmund zu nehmen, habe ich gebetet, wie noch nie in meinem Leben. Soll ich durchgehen oder nicht?“

Er ist nicht durchgegangen.

Zuerst wollte er zu Verwandten nach Aachen, aber das war wegen des Westwalls doch zu gefährlich. Er entschied sich, bei Jakob Wetzels und dem alten Herrn Mathieu Heutz Unterschlupf zu suchen.

Am Montag war Hermann fortgegangen, am Dienstag kam Jakob zu mir und sagte, dass sie Hermann versteckt hielten. Im ersten Moment war ich starr vor Schrecken und schrie: „Was hat der gemacht? Die Deutschen stellen uns alle an die Wand!“

Ich wusste nicht, ob ich weinte vor Sorgen oder vor Freude...

Mit dem Fahrrad fuhr ich bis Hauset. Die Luft war schwül. Jeden Moment konnten Tiefflieger kommen. Ich kam gut an, Hermann saß im Wohnzimmer im Sofa. Ich fragte ihn: „Was hast du getan?“

Er meinte aber: „Ich glaube, der da oben hat mir das eingegeben.“

...

Ich habe zu Hause meinem Vater und meinem Schwiegervater alles erzählt. Das war am 26. August 1944.

Die Front rückt näher

Hermann kam am Sonntag darauf nach Hause. „Sieh zu, dass du wekommst, sonst kannst du nicht mehr nach Hause“, hatte er sich gesagt und war das Risiko eingegangen. Zu Hause versteckte er sich in der guten Stube, wo er das Essen bekam, wenn die Hilfen außer Haus waren.

Die Amerikaner rückten schon immer näher; es hieß, sie stünden vor Lüttich. Bomber flogen nach Deutschland, es gab ständig Fliegeralarm, Tiefflieger machten den Amerikanern den Weg frei. Sie waren hinter den flüchtenden Soldaten her. Wir hatten deutsche Soldaten auf dem Heuboden, die schliefen dann eine Nacht dort und flüchteten dann weiter Richtung Grenze. Immer wieder kamen neue Soldaten. Wir hatten auch welche im Haus. Sie saßen in der großen Diele, wo ein Sofa, Tische und mehrere Stühle standen. Sie waren wie gehetzte Tiere, die froh waren, dass es bald zu Ende war. Zwei SS kamen rein. Ich hörte die Tür gehen und schaute nach, wer da sei. Da sagten sie zu mir, ich solle weggehen. Sie sahen, dass ich schwanger war. Die meisten Frauen, die ein

Kind erwarteten, sollten evakuiert werden. Mein Mann hatte das gehört, kam aus dem Zimmer und sagte: "Meine Frau geht nicht weg!"

Die beiden SS-Männer schauten meinen Mann groß an, dann mich und meinten: "Schade drum."

Dann verließen sie unser Haus. Sie wussten wahrscheinlich auch, dass sie nicht mehr viel Zeit hatten, sonst hätten sie bestimmt Hermann kontrolliert.

Fremdarbeiter

Unser Pflichtmädchen, die Käthe, wollte noch ein Jahr länger bei uns bleiben...Nach dem zweiten Jahr wollte ihr Vater, dass sie einen Beruf erlerne. Ich war wieder ohne Hilfe.

Deshalb ging ich zum Arbeitsamt. Jetzt schickte man mir eine Polin. Man musste annehmen, was man bekam. Unsere jungen Mädchen wurden anderswo eingesetzt.

Als die Polin hier ankam, hatte sie nur das Nötigste dabei. Was sie anhatte, war verdreckt und faul, die Hose war kaputt. Sie war Tage und Nächte unterwegs gewesen. Sie hieß Maria und konnte kein Deutsch. Ich glaube, es war 1943, als sie kam. Sie ist bis 1945 bei uns geblieben. In der ersten Zeit war es sehr schwer, sich mit ihr zu verständigen....

Als sie besser Deutsch konnte, erzählte sie, die Deutschen hätten sie schon einmal holen wollen. Sie wäre aber dann durchs Fenster in den Kartoffelacker geflohen. Sie sei aber wieder eingefangen worden.

Maria lief viel barfuß. Sie hatte ganz harte Haut unter den Füßen. Wir haben sie mit Wäsche und Schuhen versorgt. Ich nähte ihr einen schönen dunkelblauen Mantel, ein paar Kleider und Schürzen. Sie half im Haus, doch sie musste viel lernen: Wäsche bügeln, putzen, kochen, denn sie hatte immer nur auf dem Feld gearbeitet. Die Kinder versorgte ich selbst.

Ich fragte die Maria, ob es stimme, dass in Polen viele Familien mit Hühnern, Ziegen usw. in einem Raum hausten. Das gebe es noch, sagte sie, aber nicht bei ihr zuhause.

Dann wollte ich wissen, ob alle aus einer Schüssel äßen. Das stimme, sagte sie, denn meistens sei es nur Eintopf. Sie würde aber, wenn sie wieder zuhause wäre, den Tisch so decken wie hier und jeder würde seinen Teller bekommen.

Die Deutschen hatten uns auch einen neuen Gehilfen, Franz, zugeteilt. Dieser war aus „Altbelgien“. Als Franz hörte, dass die Amerikaner

näher kamen, ging er einfach fort. Er ließ mich allein. Hermann durfte sich nicht sehen lassen. Überall konnten ja Verräter lauern.

Die Leute meines Schwiegervaters waren Altbelgier. Sie stammten nicht aus dem Gebiet von Montzen-Welkenraedt und brauchten nicht Soldat zu werden. Diese halfen dann auch bei uns mit.

Eine Woche, bevor Hermann nach Hause kam, sagte mein Schwiegervater, er habe gehört, dass die Bauern ihr Vieh auf dem Schulplatz zusammentreiben müssten und dass die Deutschen beim Rückzug das Vieh noch mitnehmen wollten. Er mache das nicht mit, er sei 68 Jahre alt, dann müssten sie (die Deutschen) es schon selbst holen!

„Und du machst das auch nicht mit“, sagte er zu mir. „Du bist alleine und kannst das geltend machen.“

Zum Glück ist es nicht so weit gekommen. Einmal haben wir 20 Schweine und ein schönes Rind abgeben müssen, das war bitter. Aber im Nachhinein denkt man: „Was ist das schon im Vergleich zu anderen, die oft nur das nackte Leben retten?“

Auch unser Pferd haben wir abgeben müssen, unseren guten Fuss, mit der Begründung, wir könnten uns aushelfen mit den Pferden meines Schwiegervaters. Es tat uns schon leid, als die Deutschen uns das Pferd abnahmen. Wir haben niemals eine Entschädigung dafür bekommen.

Allgemeine Auflösung

Nachdem Franz uns verlassen hatte, fuhr ich trotz Fliegeralarm mit dem Fahrrad nach Eupen zum Kreisbauernführer. Ich sah, dass aufgeräumt wurde, Papier wurde verpackt, verschiedene Männer liefen sichtbar nervös ein und aus und beachteten mich nicht. Ich fragte nach dem Kreisbauernführer, dem Herrn Simons, einem Walhorer. Er kannte mich, er kannte meinen Vater gut, er hatte auch meinen Vater gedrängt, Parteianwärter zu werden. Ich bat ihn, er solle mir bitte eine Hilfe besorgen, da ich das dritte Kind erwarte, mein Mann eingezogen sei und der Gehilfe mich verlassen habe. Ich fühlte mich stark und hatte eine gewisse Genugtuung zu sehen, wie sie auf der Flucht waren.

Er riet mir, zum Ortsbauernführer zu gehen, der solle mir einen Gehilfen besorgen. Und in barschem Tone sagte er: „Sehen Sie denn nicht, was hier los ist?“

Ich erwiderte ihm: „Das sehe ich sehr wohl.“ Dann begab ich mich zum Ortsbauernführer, dem ich die Lage schilderte. Das war in der Woche vor dem 9. September.

Es war verboten, Radio zu hören. Dennoch taten wir es heimlich. Am Samstag hieß es: „Wenn die Amerikaner da sind und die Fronten stehen, dann lasst uns schnell ein Schwein schlachten und ein Jungtier, an dem etwas mehr Fleisch ist als an einem Kalb.“

Da die deutschen Soldaten nicht mehr im Haus waren, hat ein Nachbar, ein Metzger, geschlachtet, gestückelt, Speck und Würste in Bottichen eingesalzen, die Braten eingekocht, Schinken zurecht gemacht und in fliegensichere Netze getan. Wir machten Leberwurst, Bratwurst, Putes, Sülze, Blutwurst, Leberpastete... Wir schufteten zu vier Frauen, zwischendurch rannten wir bei Fliegeralarm in den Keller. Vater schimpfte: „Was ihr tut, ist unverantwortlich!“

Vater hatte schon einmal Krieg mitgemacht, wenn auch nicht mit dauerndem Fliegeralarm und Bomben. Doch wir waren jung und das Fleisch musste versorgt werden. Während alle anderen im Keller versammelt waren, haben wir Putessuppe (1) gemacht und später den Leuten im Keller serviert.

Der Einmarsch der Amerikaner

Am 9. September, gegen 13 Uhr, rückten die Amerikaner bei uns ein. Deutsche Soldaten flüchteten in unsere Schuppen. Tiefflieger jagten sie. Wir befanden uns alle im Keller. Es hörte sich an, als ob jeden Moment die Kugeln im Keller einschlagen müssten. Wir beteten. Mimi Wetzels-Heutz betete vor. Ich habe noch nie eine Frau so beten hören wie die Mimi, eine junge Frau in meinem Alter. Sie betete, als hole sie den Herrgott aus dem Himmel. Sie sagte schon mal zu mir: „Du bist so ruhig.“ Ich sagte darauf: „Ich glaube, es ist dein Beten und unser Gottvertrauen.“

Als es wieder ruhig wurde und mein Mann und ich aus der Haustür schauten, ob nichts brenne in den Ställen, da sahen wir, dass sich vier oder fünf deutsche Soldaten an unserem Haus vorbeipirschten in Richtung Merols. Und schon ging es wieder los mit den Tieffliegern.

Als die Amerikaner dann hier waren, wurde es ruhig hier. Jagdflieger verfolgten jedoch weiter die in Richtung Deutschland fliehenden Soldaten, die waren wie gehetzte Tiere.

Militärische und zivile Opfer

Vier deutsche Soldaten sind hier in Walhorn beim Einmarsch der Amerikaner tot geblieben. Man hat sie in einem Graben in unserer Nähe

gefunden. Sie sind hier auf unserem Friedhof beerdigt worden.

Am Dienstag, dem 10. September 1944, als alles ruhig schien, hatte mein Schwiegervater seine Leute zur Mähwiese geschickt, um den Grummet zu bearbeiten, der schon eine Woche vorher gemäht worden war. Dann kam es Schlag auf Schlag. Auf einmal schossen die Deutschen nach Walhorn hinein, denn ein eifriger Walhorer hatte, als die Amerikaner hier waren, die weiße Fahne am Kirchturm gehisst in Richtung Deutschland. War dies der Grund, dass wir nun beschossen wurden? In Walhorn wimmelte es von Amerikanern. Als der Beschuss so gegen 11 Uhr begann, machte mein Schwiegervater sich auf den Weg, um seine Leute zurückzuholen.

Er kam nicht weit. Zuerst suchte er Unterschlupf in der Bäckerei Radermacher, ging aber dann, als es ruhiger geworden war, wieder weiter. Er hatte noch keine 100 Meter zurückgelegt, als wieder Granateinschläge folgten. Der Schwiegervater suchte Schutz in der Schule, dem heutigen Jugendheim. Dort sind die Granaten eingeschlagen. Er muss wohl im Flur gestanden haben, denn er wurde von Granatsplittern tödlich getroffen.

Karl Schumacher kam an der Schule vorbei, nachdem das Schießen aufgehört hatte. Er sah unseren Vater da liegen und kam uns Bescheid sagen.

Mein Mann kam leichenblass nach Hause und teilte mir mit, sein Vater liege tot im Flur der Schule. Er habe auf dem Rücken gelegen, Granatsplitter hatten Kleidung und Brieftasche zerfetzt und sein Herz durchbohrt.

Ein paar beherzte Männer brachten den Toten auf einer Trage über den angrenzenden Bauernhof und über einen kleinen Seitenweg heim auf seinen eigenen Hof.

Er wurde zwei Tage nach seinem Tode abends um 19 Uhr ohne hl. Messe beerdigt. Nur mein Mann, meine zwei Schwägerinnen und ich begleiteten den Sarg. Die beiden Brüder von Hermann waren im Krieg. Rechts und links standen amerikanische Soldaten. Zur gleichen Zeit wurden noch zwei Bekannte von uns beerdigt.

Dabei handelte es sich um Frau Schaus und Herrn Wollgarten.

Das Ehepaar Schaus hatte am 9. September ihren Sohn, einen Soldaten, in Monschau besucht und waren nun mit dem Fahrrad auf dem Heimweg. Als Herr Schaus feststellte, dass seine Frau nicht mehr folgte und er sich umschaute, um zu sehen, wo sie bliebe, sah er sie am Straßenrand liegen, von Tieffliegern getroffen.

Der zweite Bekannte hatte „nur mal rausgeschaut“ und war dabei von einer Granate getroffen worden, genau so wie mein Schwiegervater. Das Schicksal hatte diese Familie hart getroffen. Drei Söhne sind im Krieg gefallen, dann starb der Vater als Zivilopfer und ein Sohn hatte ein Bein verloren!

Dass die Beerdigung abends erfolgte, war eine Anordnung der Amerikaner.

Haus Harna als zentrale Verpflegungsstelle

Die Amerikaner waren überall, auch im Café-Restaurant Stickelmann: im ganzen Haus, in der Wirtschaft, im Saal, auf dem Hof. Die Geländewagen und ihre Jeeps ließen sie auf der Wiese.

Kurzum: schwarze und weiße Amerikaner bevölkerten unser Elternhaus. Die Wirtschaft hatten sie als Küche eingerichtet. Dort holten sich die im Dorf stationierten Soldaten das Essen. Meine Mutter und meine Schwestern Trudi und Maria wohnten in der Wohnküche. Auch die Soldaten, die im Haus schliefen, kamen ab und zu in diese Küche.

Ein Zimmer war reserviert für die Offiziere, die dort ihre Schreibarbeiten verrichteten. Von den sieben Schlafzimmern auf der ersten Etage benutzte Mutter eines mit Trudi und Maria. Mutter erzählte oft, wenn sie morgens aus dem Schlafzimmer wollten, hätten sie manchmal über betrunkene Soldaten klettern müssen...

Marlene Dietrich in Walhorn?

Für die Soldaten wurde schon mal ein Konzert in unserem Saal gegeben, zur Hebung der Moral meine ich.

Zu diesen Konzerten kamen auch die Soldaten aus den anderen Dörfern. Selbst Marlene Dietrich, zur damaligen Zeit ein großer Filmstar, kam hierher. Wie das genau gewesen ist, weiß ich nicht mehr.

Sie hatte Deutschland verlassen und war nach Amerika gegangen. So kam sie nun mit den amerikanischen Truppen zurück nach Europa und trat hinter der Front, in der Etappe, vor den Soldaten auf.

Mutter und Trudi haben oft erzählt, dass sie das schöne Lied „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor“... gesungen habe. Ich konnte nicht zu den Konzerten, denn es herrschte abendliche Ausgangssperre und die Konzerte waren ja auch nur für die Soldaten....

Mit Schokolade und Strümpfen versuchten die Soldaten, bei den Mädels anzubändeln.

Es war immer noch Krieg. Immer noch flogen die Bomber in Richtung Deutschland.

Omas Bügeleisen

Als mein Vater die Schreinerei übernommen hatte, hat Oma viel als Büglerin gearbeitet. Damals, in den zwanziger Jahren, trugen die Männer alle gestärkte weiße Kragen, auch die Brüste der Hemden wurden gestärkt. Es waren oft sogar lose Brüste; die Kragen wurden am Hemd vorne und hinten mit einem Kragenknöpfchen festgemacht.

Meine Mutter war sehr geschickt im Bügeln und hatte deshalb viele Kunden. Sehr oft lagen viele Pakete da, alles Kragen und Brüste !

Ich habe oft gesehen, wie sie das Bügeleisen heizte. Es waren Holzkohlen darin und es wurde mit einem Blasebalg angeheizt. Ab und zu wurde es geschwenkt, damit die Kohlen weiter brannten.

Auf dem Herd wärmte Oma drei Bügeleisen, um keine Unterbrechung einlegen zu müssen.

Wer das nicht gesehen hat, kann sich das gar nicht vorstellen. Wir stecken einfach den Stecker in die Steckdose, gießen Wasser in das (Dampf-) Bügeleisen und fertig sind wir.

Die Kragen wurden gestärkt, in ein Tuch eingewickelt, einige Zeit später gebügelt, ein bisschen gerundet und dann verpackt.

Auch mein Vater trug solche gestärkte Hemdkragen. Die kleinen Kragenknöpfchen waren manchmal, und das meistens sonntags, verlegt. Dann schimpfte er wie ein Rohrspatz ! Ich habe mir dann vorgenommen, dass mir das nicht passieren dürfe in meiner Ehe. Dutzendweise habe ich dann Kragenknöpfe gekauft...

Niederkunft in schwieriger Zeit

So langsam nähern wir uns November 1944. Ich erwartete das dritte Kind. Wir machten uns große Sorgen. Wie sollte das nur gehen ? Es gab kein Telefon, kein Auto. Mein Mann bat zwei amerikanische Offiziere, die bei uns im Haus waren, mich nach Raeren ins Krankenhaus zu fahren, denn der behandelnde Arzt meines Vaters war aus Raeren. Die Ärzte durften damals ihre Patienten besuchen. Da mein Vater bei uns war, kam der Arzt ins Haus. Dieser schlug vor, mich zu gegebener Zeit zu holen. Hermann ging zur Wirtschaft, um die Offiziere zu benachrichtigen, aber die waren ausgerückt. Was nun ? Da wir neben der Molkerei

wohnten, ging er zu einem Chauffeur, der gerade Milchkannen lud, und schilderte ihm die Situation. Der Chauffeur war bereit, mit ihm nach Raeren zu fahren, er musste ohnehin nach Eynatten.

...

1945 wurden wir wieder Belgier. Die Belgier begannen nun mit den Säuberungsaktionen. Viele Dorfbewohner wurden verhaftet, auch mein Mann, weil er Lebensmittelkarten ausgetragen hatte. Wir hatten einen Altbelgier, Joseph, aus Homburg, als Gehilfen. Dieser hat dann als Zeuge ausgesagt, dass wir zwei französische Flüchtlinge aufgenommen und versorgt haben. Dadurch kam mein Mann wieder frei....

Auch mein Vater, der ja schon kränkelte und bei uns wohnte, wurde verhaftet. Man warf ihm vor, beim Schützenverein (dem Kameradschaftlichen Bund) die Fahne getragen zu haben. Zwanzig Jahre hatte mein Vater diese Fahne in der Vorkriegszeit getragen und niemand hatte Anstoß daran genommen !

Die Deutschen hatten unsere Schützenvereine in ihre deutsche Gemeinschaft aufgenommen. Das war einer der Gründe, die zur Verhaftung führten. Auch warf man dem Vater vor, er sei Partei-Anwärter gewesen. Das stimmte. Doch ich weiß auch, denn ich war dabei, dass er dazu gedrängt wurde. Der damalige Kreisbauernführer, ein Bekannter aus Walhorn, hatte ihm geraten, in die Partei einzutreten, da er ja eine behinderte (beinamputierte) Tochter habe. Diese würde dann eher eine Stelle bekommen.

So wurde Vater nun verhaftet. Zu Fuß musste er bis Eynatten, dann wurde er trotz seiner Krankheit nach Eupen in die Schulstraße gebracht. In einer Schulklasse waren dort so ca. 30 Gefangene untergebracht. Mutter und ich haben Vater dort zweimal besucht und ihm etwas zu essen gebracht. Sie bekamen ja nicht viel und Vater war ein sehr empfindlicher Mensch.

Nach vier Wochen wurden die Gefangenen in die Heggenstraße, eine Seitenstraße am Hook, verlegt. Voll Sorge um Vater ging ich zum Auditor, dem ich erklärte, Vater sei immer ein rechtschaffener Mann gewesen und er verkrachte diese Verhaftung nicht.

Der Auditor versprach, Vater käme in den nächsten Tagen nach Hause. Ich begab mich nach Heggen, wo zwei Gendarmen patrouillierten. Ich durfte nicht hinein. Einem Bekannten am Fenster machte ich vorsichtig ein Zeichen. Als Vater ans Fenster kam, sagte ich: «Übermorgen».

Es hat trotzdem noch vierzehn Tage bis zur Freilassung gedauert.

Als Vater nach Hause kam, fuhren wieder die Busse. Die Wirtschaft war für Gäste offen. Bei uns zu Hause fing alles an, seinen normalen Gang zu gehen..

Rückführung der Fremdarbeiter

Eines Tages bekam Maria, unsere Polin, den Befehl, sich mit einem Versorgungspaket für 3 Tage im Eupener Fußballstadion einzufinden. Alle Polen und Russen, die hier bei den Bauern arbeiteten, mussten sich dort versammeln.

Der Abschied von Maria fiel mir schwer, denn sie hatte immerhin zwei Jahre bei uns gearbeitet.

Einige Tage später traf meine Mutter die Polin in Eupen. Diese sagte ihr: "Frau Aussems soll mich holen kommen, hier sind fast nur Russen, kaum Polen. Ich muss nicht mit den Russen weg. Das habe ich auch einem russischen Offizier gesagt."

Mit einem Paket begab ich mich zum Stadion. Es war umzäunt. Ich lief den Zaun entlang und fragte nach einer Polin. Polski? Nach einiger Zeit kam Maria und sagte, sie dürfe mit mir gehen. Mittlerweile hatte sich ein anderes Mädchen, die Käthe, bei mir gemeldet und ich hatte sie angenommen. Ich sagte zu Maria, ich hätte diese angenommen, weil ich sie jetzt haben könne und sie, Maria, vielleicht plötzlich weg müsse. Sie könne jedoch bei mir bleiben, bis sich etwas für sie ändere.

Jeden Sonntag kam sie uns besuchen, später alle 14 Tage. Eines Tages blieb sie aus. Ich dachte immer, sie würde mal schreiben. Immer wieder plagte mich der Gedanke, wie es ihr wohl gehen möge.

Nach 45 Jahren meldete sie sich aus Polen. Sie schrieb, sie würde eine kleine Rente bekommen, wenn ich beglaubigte, dass sie in Walhorn und Eupen gearbeitet hätte. Es war eine einmalige Abfindung.

Jetzt schreibe ich ihr jedes Jahr zu Weihnachten und Ostern und schicke ihr auch ab und zu etwas. Ich hoffe, dass es ankommt.

Sie kann kein Deutsch schreiben, das muss dann jemand anders für sie tun. Die Polen haben es nicht leicht.

Waschtag auf dem Bauernhof

In dem alten Bau gegenüber unserem Bauernhaus lagerten wir Futtermittel fürs Vieh. im Keller stapelten wir Kohlen, Briketts und Holz. In einem Raum hatte ich die Waschküche eingerichtet.

Damals wurde die Wäsche fein sortiert (nach Bunt- und Weißwäsche) in großen Büten eingeweicht. Wir hatten schon fließendes Wasser!

Tags darauf wurde die weiße Wäsche gekocht. Ab und zu wurde sie mit einem Holz hochgehoben.

Dann kam sie in eine Büte und wurde auf einem Waschbrett, ein Teil mehr, ein anderes weniger nachgerieben. Bunte Sachen waren schwieriger zu waschen. Vor allem die Stallwäsche war nicht leicht zu waschen. Wir rieben sie mit schwarzer Seife ein. Meine Finger waren oft wund und aufgerieben. Die weiße Wäsche wurde auf dem Rasen gebleicht. Waschmaschine und Trockner stehen heute in fast jedem Haushalt und erleichtern die Hausarbeit ungemein.

Der öffentliche Waschplatz

Als junge Mädchen transportierten wir auf einem Handkarren jede Woche zwei Körbe Wäsche zur Groetbach. Dort hatte man am Bach ein Viereck von anderthalb Meter Seitenlänge abgetrennt, es mit Eisenstangen umzäunt und auch eine Kniebank angelegt. Dort spülte man die Wäsche, hängte sie über die Stangen, ließ das Wasser abtropfen.

Wenn das Wasser wieder klar war, wurde die Wäsche ein zweites Mal gespült. Bei bitterer Winterkälte meinte man manchmal, die Hände fielen einem ab.

Viele Dorfbewohner spülten dort ihre Wäsche. Wir hatten keinen Brunnen, wohl Regenwasser zur Genüge. Das Trinkwasser mussten wir beim Nachbarn holen. Wenn Feste oder Totenkaffee waren, holten wir sechs große Milchkannen gutes Brunnenwasser. Ich weiß es zu schätzen, wenn ich heute den Wasserhahn aufdrehe!

Vor unserer Heirat ließ der Schwiegervater in unserem späteren Wohnhaus einen großen Wasserbehälter und eine Saug- und Druckpumpe aufstellen. Unser Hof wurde dann dank der Saugpumpe reichlich mit Brunnenwasser guter Qualität aus einem neuen Brunnen versorgt.

Kinderkarneval

Fastnachten 1952 plante Gerd, damals 10 Jahre alt, mit ein paar Freunden einen Kinderkarneval. Hier im Dorf war nicht viel los für Kinder. Die liefen zwar verkleidet herum und das war's! In Eupen und Eynatten fanden Karnevalsballen statt, in Kelmis und Eupen Karnevalszüge.

Ein paar Jungen taten sich nun zusammen und bauten einen gummi-bereiften Karren in einen Karnevalswagen um. Albert wurde der erste Kinderkarnevalsprinz. Dienstags zogen die Jungen seinen prinzlichen Handwagen, die restliche Dorfjugend lief hinterher.

Im nächsten Jahre (1953) hatten die Jungen einen Jeep mit Anhänger organisiert. Der wurde karnevalistisch hergerichtet, womit Gerd jede freie Minute verbrachte. Er wurde dann der zweite Prinz.

Ich hatte ihm ein schönes Prinzenkostüm genäht.

Das waren die Anfänge des Walhorer Kinderkarnevals. Im Jahre danach (1954) wurde er noch größer aufgezogen.

Auch die Mädchen wurden von Gerd so weit gebracht, dass sie mit-machten.

Da verschiedene Mädchen wünschten, tanzen zu lernen, wurde eine Tanzlehrerin engagiert. Und wir kauften unserer Tochter Maria Tanz-schuhe.

Es war schließlich so weit, dass das ganze Dorf Karneval feierte. Der Prinzenwagen, begleitet von anderen Wagen und viel Gefolge, zog durchs Dorf zum Herrn Pastor, dann zum Gemeindehaus, wo der Bürgermeister, damals Joseph Feickens, ein Onkel von Hermann, sie emp-fing. Dann ging es weiter nach Astenet zu meinem Schwager Mathieu, der immer „etwas springen“ ließ, und schließlich zum Katharinenstift.

Die alten Leute freuten sich, zumal die Tanzgruppe ihre Tänzchen vorführte.

Der Karnevalszug fand sein Ende mit einem Karnevalsball in unse-rem Saal. Wir brachten die kleineren Kinder nach Hause. Margret und Maria, die beide der Tanzgruppe angehörten, durften noch bleiben, denn sie führten ihren Tanz auf. Die Walhorer Gruppe war schließlich so gut, dass sie sogar in Eupen in Pauquets Kurhotel auftrat und nach Stol-berg eingeladen wurde!

Nach und nach schlief der Karneval ein. Herr Nelles, der sich immer intensiv für den Karneval eingesetzt hatte, machte nicht mehr mit. Und unsere Kinder wurden älter und zeigten damit auch andere Interessen...

Wie Pastor Phlippen nachgeben musste

Zum Nachfolger des 1932 in den Ruhestand getretenen Pfarrers Bayer ernannte der Bischof den bisherigen Pfarrer von Elsenborn, Peter Phlip-pen. Er kam aus dem Rheinland (Grebbe), war in Tongerlo bei den Prä-monstratensern eingetreten und dort noch vor dem Ersten Weltkrieg zum

Priester geweiht worden. Zu seinem silbernen Priesterjubiläum schenkte die Zivilgemeinde Walhorn dem Geistlichen die Herz-Jesu-Statue, die seitdem am Kreuzberg steht. Diese Denkmalsanlage war eine Initiative des Herz-Jesu-Vereins, der von Gerhard Aussems geführt wurde.

Die Gemeinde versprach, für die dauernde Unterhaltung des Denkmals zu sorgen.

Pastor Phlippen war Präses des Kirchenchores und hatte in gewissen Fragen seine unerschütterliche Meinung, die er dann auch gegen die Mehrheit des Chores verteidigte. Damals, in den dreißiger Jahren, probte der Chor in unserem Saal. Unser Lokal war auch das Vereinslokal.

Der Kirchenchor spielte auch Theater und auch ich habe mitgespielt. Pastor Phlippen aber verbot den Mädchen, in der Theatergruppe mitzumachen!

Auch ließ er es nicht zu, dass die Frauen und Bräute der Sänger am Jahresausflug des Chores teilnahmen. Deswegen gab es öfters Krach mit ihm.

Der Präsident, damals Herr Schumacher, meinte schließlich: „Das ist doch allerhand! Wir proben zweimal die Woche und die Frauen warten auf uns, unterstützen uns und sollen dann nicht einmal einen Ausflug mitmachen dürfen!“

Ein anderer älterer Herr meinte zum Pastor: „Die Frau, mit der wir ein Leben lang im Bett liegen, die soll auch den Ausflug mitmachen!“

Da bekam Pastor Phlippen einen hochroten Kopf und verließ den Raum.

Auch Hermann hat damals als junger Mann dem Pastor widersprochen. Auch er wollte sein Mädchen mitnehmen und hat sich für die anderen stark gemacht.

Ärger gab es auch mit dem Pastor, als dieser die Leitung des Herz-Jesu-Vereins, die mein Schwiegervater nach dem Tode seiner Frau übernommen hatte, ohne Rücksprache Fräulein Dormann übergab. Natürlich waren die Aussems darüber erbost.

Als Pastor Phlippen Hermann Aussems nicht mehr grüßte, weil dieser ihn (versehentlich) mit einem Bierdeckel getroffen hatte, kam es sogar zu einer Auseinandersetzung mit dem Pastor, der Hermann Aussems vorwarf, in der Frage des Theaterspiels von Mädchen und der Teilnahme von Frauen am Jahresausflug sich gegen ihn gestellt zu haben!

Erst mit der Kommunion unserer Kinder konnten wir die Situation wieder ins Lot bringen. Der Pastor hatte die Einladung zum Essen angenommen und als Tischnachbar Joseph Feickens, den damaligen Bürger-

meister zudedacht bekommen. Da er öfters schon Meinungsverschiedenheiten mit dem Pastor gehabt hatte, vor allem in seiner Funktion als Präsident des Kirchenchores, war der Onkel nicht gerade begeistert von seinem Tischnachbarn. Nach dem Mittagessen ging der Herr Pastor und Onkel Joseph atmete auf. Die ganze Zeit über habe der Pastor nur die Gemeinde kritisiert, so der Bürgermeister. Doch seitdem grüßte Pastor Phlippen Hermann wieder.

Als Pastor Phlippen sein 25jähriges Jubiläum feierte, ist meine Schwester Trudy helfen gegangen. Einmal hat sie der Pastor auch angesprochen, nachdem sie verheiratet war, und seinen Unmut darüber geäußert, dass sie noch kein Kind hatte!

Christenlehre

In den fünfziger Jahren war es noch üblich, dass die Kinder sonntags um 14 Uhr 30 zur Christenlehre gingen. Mit der Zeit gingen immer weniger Kinder dorthin und schließlich murrten auch die unseren: "Wir sind die einzigen, die noch hingehen!"

Schließlich fiel die „Andacht“ flach.

Landerholung

Im Jahre 1959 konnte man Kinder aus Wien aufnehmen, deren Eltern es nicht leicht hatten. Ich sprach mit Hermann darüber. Er meinte: „Wo sieben essen, kann auch ein achter essen.“ Wir entschieden uns für ein Mädchen.

Christa, so hieß sie, war 7 Jahre alt und ging mit den anderen Kindern in Walhorn in die Schule. Sie kam gut mit unseren Kindern aus. Als sie weg musste, hat es uns schon wehgetan. Damals habe ich gedacht: „Das tust du nicht mehr. Du gewöhnst dich an ein fremdes Kind und lässt es dann nur schwer wieder gehen.“

Die Autorin geht natürlich auch eingehend auf familiengeschichtlich interessante Einzelheiten ein: Geburten, Kommunionen, Hochzeiten, Sterbefälle, Erbteilungen etc. werden ausführlich dokumentiert. Auf diesen Aspekt wollten wir jedoch nicht näher eingehen.

(1) Rezept: Milch zum Kochen bringen, das gerührte und gesiebte Blut langsam in die kochende Milch geben, dabei dauernd rühren, damit keine Knötchen entstehen, mit Salz und Pfeffer abschmecken. (Ein Rezept nach meiner Oma).



Der Groetbachhof

D'r Voorel, dä 't Mörjens séngt

va Henri Beckers

Samstechmörje, Brötchenstiit,
i Kelemes ijen Békeréj
waade friedlech e paar Lüy
bés se ajen Réj.

Hant noch kom de Owe op,
Ander äver métonder
Scheinbar bétstens at joot drop
mär och noch nét jans monter.

Könt minge Kamerod erä now,
Aan éch, now könt Lääve.
Jedue és't mét de Row,
't wät jät te laache jääve.

Wi jesaat, now pass mär op
-sue wi ene Jéstesbléts-
es hää 't Mörjens vrösch joot drop
än vertélt flot ene nette Wits.

Än't duet nét lang
-dr Humor schtékt a -
't Personal, de Lüy ijen Schlang
vange hää! anet laache a..

Hat än Siel, di dowwe op
Jelüesde Heiterkeet
Némt ijene Lade now singe Loop.
Stimmong makt séch bréét.

Mär énge warnt, wat os dat bréngt
Än könt da mét dä Sats:
„Dr Voorel, dä 't Mörjens séngt,
dem holt 't oevends de Kats!“

Könt tatsächlech 'n suene Schlaach
Kann éch 't oevends saare:
„Wää at jelaacht hat vröösch a d'r Daach,
kann 't bääter da verdraare.“

Aus dem Familienarchiv

Stephans 17 Briefe an seine Mutter

Analysiert vom Großneffen Albert Janclaes

In unserem Familienarchiv ruhen seit Jahrzehnten u. a. Briefe des Rekruten Stephan Janclaes, der in Baelen am 11.11.1893 geboren war. Er war der Sohn des Johann Egidius (Gilles) Janclaes aus Baelen und dessen aus Walhorn stammender Ehefrau Anna Maria Theresia Kerres, die einen landwirtschaftlichen Betrieb in Baelen-Overoth besaßen. Den Hof in Baelen hatte der Johann Egidius Janclaes gemeinsam mit seinem Bruder Peter Joseph bewirtschaftet; nach der Erbteilung der Familie Kerres in Walhorn hatte er jedoch seinen Anteil in Baelen seinem Bruder Peter Joseph verkauft und im Walhorne Feld, links der Straße nach Kettenis, einen stattlichen Neubau errichtet. Maueranker tragen die Jahreszahl 1894. Nach einer Austrocknungszeit zog die Familie 1896 hier ein.

Beim Umzug nach Walhorn war der Sohn Stephan also noch nicht im Schulalter. Wegen unterlassener Abmeldung wurde die Familie Janclaes-Kerres weiterhin in den Einwohnerlisten von Baelen geführt, obschon sie inzwischen auf deutschem Staatsgebiet wohnten. In den Unterlagen zur Person des Stephan Janclaes heißt es, er sei wohnhaft in Walhorn, habe aber seinen Wohnsitz in Baelen.

Als der junge Mann ins militärpflichtige Alter kam, war er in der Stammrolle seiner Ursprungsgemeinde eingetragen. 1913 wurde er einberufen und kam nach der Grundausbildung in Beverlo im Januar 1914 zum 6. Linienregiment in Berchem b. Antwerpen, wo er als guter Schütze registriert wurde.

Die ganze Zeit über hält Stephan Janclaes regen Briefkontakt zur Mutter. Der Vater war schon am 12. März 1910 gestorben und Stephan ist auf dem elterlichen Hof, den er später übernehmen soll, fast unabhängig. Er berichtet über das Leben in der Kaserne, bittet um Geld und um Auskünfte über das Dorfleben in Walhorn. In der Kompanie ist er „der Deutsche“, aber nicht der einzige Deutschsprachige. Andere kamen aus Montzen, Henri-Chapelle, Baelen, Kelmis etc. Doch er war wohl der einzige Belgier, der auf deutschem Staatsgebiet wohnte.

Die erhaltenen Briefe (es sind deren 17) geben ein stimmungsvolles Bild vom Kasernenleben, aber auch von der langsam ansteigenden

Kriegsangst, auch wenn der Rekrut Janclaes behauptet, man müsse bereit sein, sein Leben für das Vaterland zu opfern... Da diese Briefe nicht nur familiengeschichtlich von Interesse sind, wollen wir sie im Folgenden einem größeren Leserkreis zugänglich machen. Die Rechtschreibung wurde kaum verändert, die eine oder andere Erläuterung hinzugefügt.

Einige Kurzkommentare (in Schrägschrift) lassen wir den einzelnen Briefen folgen.

Liebe Mutter!

Beverlo, den 1.9.1913

Habe euren lieben Brief erhalten und ersehen, dass es euch allen auch noch gut geht, was ich auch von mir berichten kann. Hier in Beverlo ist es zwar lange nicht so gut wie in Antwerpen.

Alles in allem ist es hier viel schlechter, das Essen weniger, der Dienst stränger, aber ich habe Gottseidank die Kantine neben meiner Tür. Es ist hier auch eine sehr schlechte Gegend, man sieht hier nichts anderes als Heide, nur 10 Minuten von unserem Lager liegt das Örtchen Burg Leopold, aber ein sehr schlechtes Nest, ich bin bloß zweimal da gewesen, nämlich des Sonntagmorgens als wir zur Kirche gingen. Wir können hier jeden Sonntag zur Kirche gehen, überhaupt haben wir hier den ganzen Sonntag frei. Wir sind noch jeden Sonntag um 10 Uhr zur Messe gegangen, das ist nämlich sehr schön, da wird die ganze Musik von einer Militärkapelle gespielt. Ich habe hier zwei Freunde aus Welkenraedt und dann und wann trifft man noch immer einen, der Deutsch kann und das Flämische verstehe ich auch so ziemlich. Auf meiner Stube liegen 13 Mann, aber alles Flämische und Franzosen, aber auch lauter bessere Jungens.

Offenbar war Stephan zunächst in Antwerpen untergebracht. Ich vermute zur Musterung. Die Zustände in Beverlo behagen ihm jedenfalls weniger. Vor allem das Essen lässt zu wünschen übrig, weshalb er sich auch für das zugeschickte Lebensmittelpaket bedankt. Er hat sich Fotokarten anfertigen lassen, 6 für 1 Franken! Einen passenden Uniformrock hat man noch nicht für den jungen Mann.

Außerdem erinnert er seine Mutter daran, das ihm zugedachte Geld in belgischer Währung zu schicken.

Schlussendlich erkundigt er sich nach den Verhältnissen auf dem elterlichen Bauernhof. Verständlich, denn er ist ja der designierte Betriebsleiter.

Als Allerneuestes möchte ich berichten, dass wir an Allerheiligen drei Tage Urlaub bekommen. Ihr schreibt was von einem Paket zu schicken und das wäre garnicht zu verwerfen, denn wenn ihr das in Welkenraedt aufgebt, so kommt das ganz sicher an, den(n) wen(n) man so immer in die Kantine gehen muss, so kauft man sich arm und dann könnt ihr etwas belgisch Geld auch noch drintun, denn mit deutsch Geld ist hier nichts zu wollen. Ihr werdet wohl jetzt noch tüchtig von den Kühen am verhandeln sein. Und der Fany (= das Pferd) wird jetzt auch Arbeit zu viel haben. Ihr werdet aber wohl jetzt den neuen Stellvertreter haben und dann habt ihr es ja auch besser als wie mit dem Bert (Knecht ?). Ihr werdet euch wohl wundern über die schöne Karte, aber für 1 Franken 6 solcher Karten, da kann man nicht viel erwarten und dann habe ich einen fremden Rock, welcher mir zu klein ist, an, den(n) für mich mussten sie einen machen lassen und den habe ich noch nicht. Nun zum Schluss gratuliere ich Gertrud vielmals mit dem neuen Ämtchen, denn das ist was wert. Sage am Pastor, das er mit der Einführung noch ein paar Tage wartet, dann bin ich auch da und kann der Feier beiwohnen. In Erwartung, dass dieses Schreiben euch so gesund und munter antrifft wie es mir verlässt, verbleibe ich mit vielen Grüßen an alle. Stephan.

Soldaten.

Liebe Mutter

Beverlo, 7.10.1913

Quittiere hiermit dankend euren Brief und euer Paket dienstag morgen ganz gut erhalten zu haben und den Inhalt ganz gut gebrauchen zu können, denn hier schmeckts ziemlich gut.

Als erstes habe ich mich gewundert, als ich die Affaire vom Pu(t)zer las, denn so ein Lump hätte ich nicht hinter dem gesucht. Nun, wenn ihr schon das Hermese Mädchen habt für zu melken, dann werdet ihr doch schon fertig werden und wenn ihr dann noch einen Jungen von Nok (= Nonk = Onkel) Wilhelm haben könnt, so seid ihr doch gut bedient.

Als zweites muss ich fragen, habt ihr keine Karte bei meinem Brief erhalten, wo ich abgemalt auf war, („aafmoole“ bedeutet im Dialekt „abzeichnen“ bzw. „fotografieren“), da ihr auf euren Brief nichts davon mitteilt, den(n) ich habe er (= deren) vier so gesannt, eine nach Hubert von Nock Amand, eine nach Aachen und eine nach Kettenis den(n) Hubert von Kettenis hat mich forige Woche auch einen Brief geschrieben, worin er sehr tief über mein Vergönnen hier sich interessierte, (Im Dialekt „ech verjön mech“ = mir gefällt es), den(n) ich habe verschiedene

Karten nach meinen Kollegen geschickt, welche ich glaube, dass nicht richtig angekommen sind, denn es kann ja möglich sein, dass sie Anschriften von hier nicht durch nach Preußen lassen. Anders weiß ich nicht viel Neues von hier zu berichten, denn hier ist nicht viel zu sehen. Und dass heute, wo in Kettenis Kirmes ist und ich nicht da sein kann, das ist das Schlimmste.

Nun zum Schluss die herzlichsten Grüsse an alle und in Erwartung, dass dieser Brief euch so gesund und munter antrifft, wie er mich verlässt, schließe ich mit nochmals vielen Grüssen an alle, von Stephan.

Schreibt mal bitte sofort wie es ist, ob ihr einen Knecht habt und bin ich doch froh, wenn man was Neuigkeiten von Walhorn hört. Der Willy von Aachen schrieb mir auch vorige Woche, dass ihr Pferd jetzt nicht den rechten Weg wollte. Ich habe überhaupt schon ein ganzes Paket Karten und Briefe erhalten und bin immer gespannt, wann die nächste Post hier abgerufen wird, ob nichts für mich dabei ist, denn hier im Lager kommt die Post dreimal den Tag.

Im Mittelpunkt seines Interesses stehen die offenbar nicht immer glatt laufenden Dinge mit dem Dienstpersonal, wovon Mutter ihm im vorangegangenen Brief berichtete.

Schließlich registriert er frustriert, dass offenbar nicht all seine Schreiben die Empfänger (z. B. die Verwandten in Aachen und die Freunde in Kettenis) zuverlässig erreicht haben und er vermutet hier ein Problem in der zu überwindenden Staatsgrenze.

Ich vermute, dass die Post eines belgischen Soldaten an Personen im preußischen Ausland die Aufmerksamkeit der belgischen Militärbehörden erregt hatte.

Liebe Mutter

Beverlo, den 16.10.1913

Muss soeben die Feder in die Hand nehmen, um euch einige Worte mitzuteilen, denn es handelt sich nämlich um den Franken Löhnung, welchen ich alle Tage sehen (= sehen) soll und nun ist soeben verlautet worden, dass der Franken abgekommen ist und wir nichts mehr bekommen oder es müssten gewisse Gründe vorliegen und haben wir mithin auch Gründe genug, um Anspruch auf die Löhnung zu erheben und das werden wir morgen machen, nämlich einen Freund von mir von Welkenraedt, welcher hier auf dem Büro ist, wird das für mich an den Bürgermeister von Baelen einreichen, denn es ist bloss bis 20. dieses Monats Zeit und muss sich an den Bürgermeister seines Geburtsortes (!) gewendet werden. Mithin wäre es denn auch gut, wenn einer von euch

mal hingehen würde um eine mündliche Erklärung abzugeben. Anders weiss ich nicht viel Neues von hier zu berichten, als dass unser Offizier gestern beim Exerzieren sagte, der Deutsche ist der Beste in meiner Kompanie und dass hier noch immer das schönste Wetter ist, wo ihr von Zuhause schreibt, dass es so nass und kalt wäre, es hat überhaupt bloß einen Tag geregnet, seitdem ich hier bin und brauchten wir den Tag überhaupt nichts zu machen. Ihr werdet jetzt wohl den neuen Knecht von Luxemburg da haben und seid ihr dann gut bedient. Als ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich gerade eine Karte und sehe die Neuigkeiten von zuhause und bin froh, dass ihr noch einen kleinen Knecht gemietet habt, denn da habe ich auch einen Laufburschen, um Pakete nach Welkenraedt zu bringen.

Nun muss ich schliessen, da jrade Mittag geblasen wird und ich meine Suppe holen muss.

In Erwartung, dass dieser Brief euch so gesund und munter antrifft, wie er mich verlässt, seid alle recht herzlich gegrüsst von Stephan.

Stephan hat offenbar Probleme mit der Auszahlung seines Soldes. Es scheint sich um eine Zulage zum normalen Sold in Höhe von 1 F pro Tag zu handeln, die in gewissen begründeten Fällen gezahlt wurde. Leider werden diese Gründe (familiärer Art?) nicht angeführt, doch Stephan ist überzeugt, dass ihm diese Zulage zustehe. Mit Unterstützung eines aus Welkenraedt stammenden Kameraden in der Schreibstube kündigt er an, sich an den Bürgermeister seines Geburtsortes Baelen zu wenden und bittet seine Mutter, ihn ihrerseits von der Heimat aus zu unterstützen.

Stolz berichtet Stephan, dass er gestern von seinen Vorgesetzten gelobt wurde. Bemerkenswerterweise bezeichnet ihn dieser als „der Deutsche“ in der Kompagnie! Mit Genugtuung kommentiert er die Nachricht von der Einstellung eines neuen Knechts (aus Luxemburg), der ihm als Laufbursche dienen und nunmehr Mutters Pakete von Welkenraedt aus zustellen kann..

Liebe Mutter

Beverlo, den 16.11.1913

Quittiere hiermit dankend euer Paket richtig erhalten zu haben und habe ich schon wieder eine neue Sendung. Hatten gestern große Feier vom Namenstag unseres Königs hier und hatten wir Samstagmorgen mit 22 Bataillonen sämtliche Soldaten von Beverlo Besichtigung vom General und nachher Parade und dann heisst es gescheuert und aufge-

passt. Der Nachmittag war frei und hatten wir dann zwei Fässer frei Bier und zwei Zigarren zu vertilgen. Das Essen war auch viel besser. Es ist aber alles ganz gut verlaufen, denn nachher wurden sämtliche Jungen von unserem Bataillon, welche Strafen zu verbüssen hatten, frei gelassen, weil wir es so schön gemacht hatten. Erhielten auch vorgestern Bescheid, dass wir erst am 15. Dezember nach Antwerpen kommen, nicht wie ich meinte am 22. November, und das ist verdammt schlecht, denn hier ist es diesen Winter kalt in der Einöde und wird es jetzt alle Tage schlechter hier. Bis jetzt ist noch immer schönes Wetter hier, als das es bloss jetzt ein Paar Tage nass und kalt gewesen ist. Anders weiss ich nicht viel Neues von hier zu berichten und muss ich schliessen, da wir uns bald ins Bett legen müssen.

In Erwartung dass dieser Brief euch so gesund und munter antrifft wie er mich verlässt, seid alle recht Herzlich begrüßt von deinem Sohn Stephan.

Anlässlich des Namensfestes von König Albert (15. November) gab es im Regiment eine erfreulich schöne Feier. Schlecht hingegen kommentiert er die Nachricht, dass er erst am 15. Dezember nach Antwerpen verlegt werde und nicht schon am 22. November. Ja, der Aufenthalt in Beverlo muss ihm nicht behagen haben.

Liebe Mutter!

Beverlo, den 3.12.1913

Quittiere hiermit dankend den Empfang eures Paketes und dürft ihr alle Wochens so'ne Sendung schicken. Habe jetzt alle Tage sehr strengen Dienst hier, aber blos mehr bis zum 15. Dezember und dann kommen wir wieder nach Antwerpen und ist hier alle Tage schönes Wetter, wo ihr von zuhause schreibt, dass es sehr regnerisch wäre und ihr schon die Kühe auf dem Stall hättet. Habe diese Woche auch schon wieder 9 Tage Urlaub bekommen von unserem Kommandanten für Weihnachten bekommen und haben wir am Dienstag einen neuen Kommandant bekommen und ist der alte versetzt worden, denn bei ihm hatte ich es immer sehr gut stehen und neue Bessen kehren gut. Als allerneuestes muss ich berichten, dass mein Portmone auch ziemlich leer an wird und möchte ich bitten, wenn ihr Geld schickt, dass ihr etwas mehr schickt, da ich mich gern für Weihnachten eine eigene Hose kaufte, denn hier sind jetzt schon viele, welche ganz eigene Uniformen haben und fast alle eigene Hosen und kosten die was von 18 bis 20 Franken und müsste ich doch um Weihnachten in Soldatenkleidung ausgehen, wenn die Soldaten allemal zu Hause sind und sind das viel schönere Hosen als wir die vom Militär haben.

Anders weiss ich nicht viel neues von hier zu berichten, als dass wir am 15. Dezember schon drei Monate umhaben und dann es abzählt. Nun muss ich schließen in der Erwartung, dass dieser Brief euch so gesund und munter antrifft wie er mir verlässt, seid alle recht herzlich gegrüsst von deinem Sohn Stephan.

Für Dezember sind dem Stephan 9 Tage Urlaub angekündigt worden. Diesen Heimattermin möchte er in schicker Kleidung (neuer Hose) antreten, die er sich jedoch kaufen (!) muss. Dazu benötigt er dringend 18 bis 20 Franken.

Liebe Mutter!

Beverlo, den 10.12.1913

Habe soeben euer Paket erhalten und zu meinem großen Schrecken ersehen, dass die Blechdose leer war von wo ihr schribt, dass 40 Franken Inhalt in wären. Da ich nun denke, dass ihr es vielleicht noch vergessen wärt, das Geld in das Paket zu legen, schreibt mir bitte auf das schleunigste Antwort, da ich jetzt keine Ruhe mehr habe. Anders war das Paket noch unverlässt (unverletzt). Anders bin ich noch gesund und munter mit den herzlichsten Grüßen an allen von Stephan.

In Erwartung dass ihr es vergessen habt drin zu legen. In Eile.

Ein dringender Alarmbrief, denn die im Begleitschreiben der Mutter angekündigten 40 Franken fanden sich nicht in der Blechdose. Stephan vermutet hier eine Vergesslichkeit seiner Mutter und bittet um schnelle Klärung der Frage. Ich frage mich, ob da nicht jemand bei der Post oder auf der Schreibstube „klebrige Finger“ hatte.

Vermutlich hat Stephan seinen Heimaturlaub antreten können, denn das nächste Schreiben datiert vom 20. Januar 1914.

Liebe Mutter!

Berchem, den 20.1.1914

Quittiere hiermit dankend den Empfang eures Paketes richtig erhalten zu haben und war das eine ganz schöne Sendung. Hatte aber auch meinen ganzen Vorrat ziemlich beieinander und habe ich den Hasen sofort aufgegessen, da ihr meintet, er hielte sich nicht bei mir.

Bin gerade von der Wache abgekommen und ist das schon das zweite Mal nach Neujahr und ist das für das Schlimmste des Nachts 4 Stunden unter freiem Himmel verbringen und bei Tag auch 4. Anders haben wir hier immer viel Schlaumanns Dienst wie in Beverlo. Ist jetzt auch alle Tage ziemlich kalt hier und dragen (= tragen) zeit (= seit) vorige Woche die Wasseren hier und müsstet ihr hier mal einen Sport sehen,

hunderte groß und klein den ganzen Tag auf dem Eis. Habe schon ein Stück oder 15 deutsche Kameraden hier von Montzen, Kapell, Kelmis und Baelen und treffe ich den Thissens von Baelen auch alle Sonntage in der Kirche und bleiben wir dann den ganzen Tag zusammen und ist hier in Antwerpen Zeitvertreib genug zu finden. Habe eure Karte von Antonius auch erhalten und ersehe, dass eine nette Sippschaft zusammen war. (Habe aus euren Brief ersehen, dass um Fastnacht ein grosses Fest in Walhorn ist und werde ich zu Fuss von Antwerpen herüber kommen, denn etwas Schönes sehe ich für mein Leben gern, da man hier in Antwerpen nichts gewöhnt ist. Denke, dass ich dann eine Einladung erhalten werde.

Andere Neuigkeiten weiss ich für heute keine, als dass hier schon allgemein gesagt wird, wir brauchten bloss 8 Monate mehr zu dienen und sollten wir drei Monate eher abgehen, weil die Rekruten schon im Mai eintreten und dann alles überfüllt ist.

Nun zum Schluss seit alle herzlich gegrüsst in Erwartung, dass dieser Brief euch so gesund und munter vorfindet wie er mir verlässt mit den besten Grüssen von Stephan.

In Eile, denn ich habe Schlaf und gehe sofort schlafen, da ich die vorige Nacht die Wache war Und das sind blos Bretter, wo man sich auflegen kann, wenn man frei ist.

Stephan ist zwischenzeitlich nach vier Monaten vom Ausbildungslager Beverlo nach Berchem bei Antwerpen verlegt worden, der Garnison des ihm zugedachten 6. Regiments de Ligne (6. Linienregiment). Zwar erwähnt er diesen Wechsel mit keinem Wort, aber ab jetzt schreibt er seine Briefe auf Briefbögen, die mit dem Regimentswappen geschmückt sind.

Hoherfreut berichtet er seiner Mutter, dass allgemein gesagt wird (Gerücht), dass die restliche Dienstzeit um drei auf acht Monate verkürzt werden soll.

Die ursprüngliche Dauer der Milizpflicht betrug also 15 Monate. Normalerweise hätte seine Demobilisierung also Ende Dezember 1914 erfolgen sollen. Jetzt macht Stephan sich Hoffnung, schon Ende September in das Zivilleben entlassen zu werden.

Allerdings, wie gesagt, Stephan berichtet von einem Gerücht.

Wir wissen heute, dass es schließlich ganz anders kam. (Trotzdem, auch ich kenne die moralstützende Wirkung solcher Gerüchte aus meiner eigenen Dienstzeit im hochdramatischen Jahr 1962 und stelle mir die Frage, ob solche Gerüchte nicht gezielt von höherer Warte aus in die Welt gesetzt werden).

Angesichts der Tatsache, dass nur wenige Monate später der Erste Weltkrieg ausbrechen sollte, stellt sich mir die Frage, in wie weit das belgische Oberkommando im Januar 1914 schon hinsichtlich der drohenden Ereignisse informiert gewesen sein könnte.

Bemerkenswert ist auch, dass Stephan zu berichten weiß, dass die neuen Rekruten schon im Mai (!) einrücken - und die Kasernen bald überfüllt sein werden.

Wenn also der neue Rekrutenjahrgang bereits für den Mai einberufen wird und folglich vier Monate später, also Ende September, als voll einsatzfähig zu erwarten ist, scheint mir alles darauf hinzudeuten, dass das belgische Oberkommando sich bereits zu Jahresbeginn 1914 auf einen kriegesischen Waffengang im Herbst einstellte.

Die ermutigenden Gerüchte und Latrinenparolen könnten also durchaus vom Offizierskorps gestreut worden sein, um die belgischen Landser bei Laune zu halten.

Liebe Mutter!

Berchem, den 5.2.1914

Quittiere hiermit dankend den Empfang eures Paketes richtig erhalten zu haben und kam es gerade zur rechten Zeit, da ich gerade meine letzte Butter zwischen hatte und nun kann ich es gut aushalten bis Fastnacht und fanden die Ohrklappen hier allgemeinen Beifall in meiner Stube, denn so etwas hatten sie noch nicht gesehen und waren die überaus praktisch. Ich glaube aber, dass ich sie nicht viel mehr zu brauchen brauch, da hier jetzt schon das schönste Wetter ist und schon alles bald am grünen anfangt. War vorigen Sonntag schon zum dritten Mal die Wache und geht das immer abgezählt per Kompagnie und bin ich sie alle 12 bis 14 Tage einmal und ist das hier das Schlimmste, da wir anderes jetzt ein recht faules Tempo haben. Und haben wir jetzt Morgens schon keine Lampen mehr nötig ein paar Tage, so lange können wir schlafen.

Von dem Abkommen, welches ihr schribt binnen 1 Monat ist doch nicht war; wie lange, dass wir eigentlich dienen müssen, 12 Monate oder 15, weiss noch keiner genau. Wir waren diesen Nachmittag mit unserem ganzen Bataillon nach dem Theater gewesen und wurde da das Leben von Napoleon gespielt, welches sehr schön war.

Hat sich soeben vor einer Stunde hier ein Scharschant (= Sergeant) in unserer Kaserne tot geschossen und so erlebt man hier alle Tage was Neues. Andere Neuigkeiten weiß ich für heute keine. Wann ich um Fastnacht in Urlaub kommen kann, weiß ich selbst noch nicht, da es

sein kann, dass unsere Kompanie dann wieder Wacht stellen muss und dann bekommen wir keinen Urlaub. Ich werde es nun doch bekommen.

Nun muss ich schließen in Erwartung, dass dieser Brief euch gesund und munter antrifft wie er mir verlässt. Seid zum Schlusse alle recht herzlich begrüßt von Stephan.

Habe die Karte vom Kaisersgeburtstagsball erhalten und bestellet viele Grüße an Willy und fragt mal ob ich bald auf Hochzeit kommen könnte.

Der gute Stephan bedankt sich bei seiner Mutter für die wärmenden Ohrklappen, die seinen Kameraden unbekannt waren und mit Beifall quittiert wurden. Stephan ist jedoch zuversichtlich, diese nicht mehr lange zu benötigen, denn der Frühling kündigt sich schon an. Für bemerkenswert halte ich seinen Hinweis auf die vermehrten Wacheinsätze. Zum Thema einer vorzeitigen Entlassung gibt es, außer Gerüchten, nichts Neues. Selbst der von Stephan so herbei gesehnte Fastnachtsurlaub ist fraglich.

Für bemerkenswert halte ich auch den kollektiven Theaterbesuch, wo das Leben Napoleons inszeniert wurde. Für mich ein deutlicher Hinweis auf die Einstimmung künftigen Heldentums.

Bemerkenswert finde ich auch Stephans Information zur Selbsttötung eines Sergeanten. Ahnte dieser arme Teufel das bevorstehende Greuel oder war er sogar schon bestens über die drohende Gefahr informiert und verlor deshalb die Nerven ?

Liebe Mutter !

Berchem, den 18.2.1914

Muss soeben die Feder zur Hand nehmen, um Euch einige Neuigkeiten mitzuteilen. Als erstes muss ich berichten, dass ihr am Samstag nicht auf mich zu zählen braucht, da ich nicht in Urlaub kommen kann, weil wir am Montag wieder die Wache aufziehen müssen und am Sonntag patrouillieren gehen durch die Stadt. Hatte wohl 5 Tage Urlaub gefragt, aber kein einziger hat sie bekommen und haben wir einen neuen Kommandanten, welcher ein Schweinehund ist und muss jetzt jeder für Urlaub zu bekommen einen Brief von zu Hause haben, welcher vom Bürgermeister unterzeichnet ist. Falls ich nun um Ostern in Urlaub kommen soll, müsst ihr einen Brief an mich schreiben, welchen ihr vom Bürgermeister stempeln lasst und ich gebe ihn dem Kommandanten.

Als zweites muss ich berichten, dass wir am 12. vom nächsten Monat wieder nach Beverlo für einen Monat auf Schießübung gehen und wenn

wir dann von Beverlo zurück kommen, gehen wir für einen oder zwei Monate nach Ostende, welches sehr schön ist, dann kriege ich Ostende auch zu sehen.

Hatten vorige Woche eine Mobilmachung hier und mussten wir auf einer Stunde kriegsmäßig verpackt auf dem Kasernenhof stehen und dann noch eine halbe Stunde weit laufen und dann war der Krieg beendet.

Andere Neuigkeiten weiß ich für heute keine als dass mein Portemonnaie auch ziemlich leer wird und ich eine Sendung haben müsste. Falls ihr aber Geld schickt, schickt es wieder wie das letzte Mal mit der Post nur nicht mehr in einem Paket, denn es hat auch hier noch zwei andere Jungen so gegangen wie mir, dass ihnen Geld aus einem Paket, gestohlen worden ist.

Nun muss ich schließen in Erwartung dass dieser Brief euch so gesund und munter vorfindet wie er mir verlässt seid alle recht herzlich begrüßt und besonders auch den Haupt Mitgliedern der Jungfrauenkongr(eg) ation von Stephan.

Nun, die Informationen bezüglich des drohenden Unheils könnten deutlicher nicht sein.

Statt des zugesagten Urlaubs muss verstärkt Wache geschoben werden. Auch der Osterurlaub ist gefährdet und, wenn überhaupt, nur denkbar, wenn die Mutter sein Gesuch vom Baelener Bürgermeister befürworten lassen kann. Ansonsten ist aufgeregte Betriebsamkeit zu spüren. Schießübungen in Beverlo und Ostende.

Aber Stephan freut sich, endlich einmal das Meer zu Gesicht bekommen zu können.

Außerdem berichtet Stephan von einer einstündigen Mobilmachung, „kriegsmäßig verpackt“, auf dem Kasernenhof.

Bitte kein Geld ins Fresspaket! Hier wird kontrolliert - und geklaut.

Liebe Mutter !

Beverlo, den 15.3.1914

Quittiere hiermit dankend den Empfang eures Pakets am Montagmorgen richtig erhalten zu haben und waren die Eier und alles unverlässt (= unverletzt) jetzt sind sie schon zerbrochen, nachdem ich sie einen halben Tag habe. Habe jetzt schon 3 Tage in Beverlo herum und bleiben wir bloss 28 Tage hier, haben es auch jetzt nicht so arg schlimm hier, denn wir tun hier nichts anderes jetzt, als wieder den halben Tag schießen und dann die andere Hälfte unsere Sachen ordnen.

Haben jetzt schon die 3 Tage tüchtig geschossen und bin ich bis heute der beste Schütze in unserer Kompagnie. Musste gestern zuviel lachen hier, denn ich kriegte 0,10 ctm von unserem Kommandanten, weil ich so gut geschossen hatte, denn es war so schlechtes Wetter und die anderen schossen allemal schlecht und hatte ich ganz gut geschossen und darum kriegte ich 0,10 cem. (centimes?) denn unser Kommandant ist einer als wenn er nicht richtig gescheit wäre, denn der weiß oft nicht was er sagt, arg schlimm ist er doch nicht, denn ich habe es ganz gut bei ihm stehen. Und denke ich, dass ich mich verschiedene Preise hier heraus schießen werde.

Und sagte unser Kommandant gestern, dass ich am Preisschießen vom Regiment müsste teilnehmen, falls ich so gut schießen bleibe und werde dafür bloß einen oder zwei besten Schützen von jeder Kompagnie ausgestellt und ist da der Preis 50 Franken und ein Diplom.

Und ist das hier die Hauptsache hier das Schießen.

Nun das allerschlimmste haben wir hier vom 31. bis zum 9., denn dann haben wir die 9 Tage kleine Manöver und kommen dann die alten von 3 Jahrgängen von 1910, 1911 und die wieder von 1912 für 14 Tage ein und wird das dann ein Sport werden.

Als zweites schreibt ihr von dem Schreiben an unserem Kommandanten für Urlaub, das braucht noch kurz vor Ostern zu geschehen und werde ich das dann näher schreiben. Werde unseren Kommandanten, falls er gut gesinnt ist, fragen, ob ihr das Schreiben nicht nötig habt. Nun muss ich schließen, da ich noch mein Gewehr ein bisschen putzen muss, denn morgen geht wieder das Knallen los und habe ich den Spass dran.

Nun zum Schluss die herzlichsten Grüße an euch allen in Erwartung, dass dieser Brief euch so gesund und munter antrifft wie er mir verlässt seid herzlich gegrüßt von Stephan.

Es ist erschreckend zu lesen, wie naiv der gute Stephan ist.

Stolz berichtet er von seinen Schießleistungen. Sogar Prämie und Diplom werden in Aussicht gestellt. Als schlimm bezeichnet er die Wiedereinberufung dreier alter Jahrgänge. Das „soll ein Sport“ werden und am „Knallen“ hat er Spass.

Ich glaube hier Sarkasmus zu erkennen und denke, dass Stephan allmählich zu ahnen beginnt, wohin die Reise geht.

Liebe Mutter

Berchem, den 9.5.1914

Quittiere hiermit dankend den Empfang eures Paketes am Freitagabend erhalten zu haben und muss ich fragen, ob ihr diesmal keinen

Brief drin gelegt hattet, denn dass bin ich immer gewöhnt, einen Brief drin zu finden und jetzt war keiner drin, denn da such ich immer es erstes nach, anders konnte ich nicht sehen, dass irgendetwas drauss gewesen wäre und da ich die drei Wochen noch nichts von euch gehört hatte, denke ich doch sicher, dass ihr da einen Brief gelegt hattet.

Ich habe noch immer ein sehr faules Leben hier, denn ich bin bis heute bloss 4 Stunden mit zum Exerzieren gegangen, auch dass ich nochmals wollte mitgehen vor dem, dass ich aus Urlaub zurück bin und mache ich jetzt bald wass ich will hier. Die anderen haben auch nichts zu lagen (= lachen) hier, als einen Tag wie den anderen große Märsche von 35 bis 40 km und dann war es schon die vorige Woche, dass es schon sehr warm hier war und dann sah man sie oft heran gestürren (gestürmt) kommen.

Nun muss ich mal fragen, wie sieht es jetzt mit dem Pfanni (Fanny, Pferd) aus, ich denke wohl, dass er jetzt wohl wird bald wieder hergestellt sein? Dass er für diesen Sommer nur gut in Schuss ist. Und mit dem Heu, ob ich noch nicht bald in Heurlaub brauch zu kommen, könnte mit Pfingsten auch wahrscheinlich für 2 oder 3 Tage in Urlaub kommen, aber ich glaube nicht, dass ich kommen werde, denn auf Pfingsten werdet ihr doch bald im Heu anfangen und nehme ich dann den Urlaub in einem und habe ich jetzt wieder ein ordentliches Paket und kann ich es wieder gut aushalten mit viel zu schlafen gut zu essen und ein bisschen arbeiten. Hätte vorige Woche können für vierzehn Tage bei unserem Kommandanten können gehen für eine Hecke um den Garten abzusetzen, aber das konnte ich nicht, denn ich sagte, das hätte ich noch nimmer gesehen, denn bei uns wäre alles Land ohne Hecken und muss man nur schlau sein hier, da behält man es auch schlau.

Nun muss ich schließen. Zum Schluss die herzlichsten Grüsse an euch alle in Erwartung, dass dieser Brief euch so gesund und munter antrifft wie er mir verlässt seid herzlichst gegrüsst von Stephan. In Eile

Stephan vermisst den üblichen Brief seiner Mutter im erhaltenen Paket mit Essware.

Da ich nicht davon ausgehe, dass die Mutter dieses ihm so wichtige Schreiben vergessen haben könnte, komme ich zu der Vermutung, dass dieser Brief der Zensur zum Opfer fiel. Schließlich darf man nicht außer Acht lassen, dass dieser Brief von Walhorn (Preußen) aus abgeschickt wurde. Ich halte es für denkbar, dass die Mutter von Einzelheiten aus Preussischer Sicht berichtete, die nach Meinung der belgischen Zensur einem belgischen Soldaten besser vorenthalten werden sollten. Lustig

finde ich, wie Stephan sich davor drückt, dem Kommandanten die Hecke zu stutzen.

Liebe Schwester!

Berchem, den 3.6.1914

Habe soeben deinen komischen Brief erhalten und habe ihn drei mal lesen müssen, da ich es mit zweimal bald noch nicht glaubte. Ich meine nun, dass irgendwo anders ein Hund schon mal ein bisschen gebellt hätte oder ist dass die Wirkung der Kongre(g)ation. Nun jeder muss wissen was er tut. Und schaff dir später einen neuen Esel an und reite weiter, da ich auch noch eine Eselin haben muss.

Andere große Neuigkeiten weiss ich von hier noch keine zu berichten.

War Samstagabend wohl noch am Bahnhof gewesen und dachte, dass sie vielleicht noch wären herüber gekommen und wäre es dann dumm gewesen, wenn ich nicht wäre da gewesen, da ich doch nichts zu machen hatte. Hubert Pelzer schrieb mir auch vorige Woche, dass er von Brüssel wäre zurück gekommen und meinte, dass er wahrscheinlich auch noch dienen müsste.

Kann sein, dass ich Sonntag nach Brüssel fahre den Alfons besuchen, um zu sehen, wie es da bei dem aussieht und kriege ich Brüssel dann auch zu sehen.

Sonst noch alles gesund und munter was ich auch von euch hoffe, schließe ich mit den besten Grüßen an euch alle von deinem Bruder Stephan.

Stephan erhielt offenbar zwischenzeitlich einen „komischen“ Brief von seiner Schwester, dessen Aussage er offenbar nicht so richtig deuten kann und den er deshalb „komisch“ findet. Meiner Meinung nach wird deutlich, dass seiner Schwester der Verehrer abhanden gekommen ist und Gertrud einfach Liebeskummer hat. Stephan rät ihr, sich einen neuen Esel zu suchen und verweist darauf, dass er ja auch noch eine Eselin zu suchen hat.

Dass Stephan im Brief an seine Schwester seine Freunde, die Brüder Hubert und Alfons Pelzer, erwähnt, scheint mir, so gesehen, kein Zufall zu sein.

Liebe Mutter

Berchem, den 12.6.1914

Quittiere hiermit dankend den Empfang eines Paketes richtig erhalten zu haben und muss ich jetzt tüchtig essen, sonst krieg ich es nicht

auf, bevor ich in Urlaub komme, denn ich hatte noch einen Vorrat. Von dem Brief, wo ihr von schreibt, werde ich dann auch in den ersten Tagen senden und falls ihr dann anfragen wollt, schickt ihn mir dann nur. Ich meine, wenn ich 21 Tage frage wären genug, da, wenn Wetter ist, wir das Heu doch dann bequem herein haben.

Hat(t)e sich vorige Woche wieder hier ein Unteroffizier von der 4. Kompagnie in seinem Zimmer aufgehangen und wurde das Sauaas aber gefunden und abgeschnitten ehe er kaputt war.

Unsere Kompagnie war diesen Vormittag zum ersten mal schwimmen gewesen und habe ich mich halb krank gelagt (= gelacht) als sie zurück kommen und sagten sie, sie wären halb versoffen und dann war es noch ziemlich kalt und regnete es ein bisschen und sind jetzt noch am Wasser ausspeien, so hatten sie gesoffen.

Werde jetzt am Sonntag wahrscheinlich nach Brüssel fahren, Alfons besuchen, da ich vorige Woche schon wollte gefahren sein, wir aber gerade die Wache waren und ich so nicht konnte und schrieb der Alfons mir, dass am Sonntag noch eine große Pferdeausstellung da wäre und hätte er diese Woche schon Pferde von da gesehen und schrieb er, dass er sohne (= solche) Tiere noch niemals gesehen hätte und wird der König dann selbst die Preise austeilen. Andere große Neuigkeiten weiss ich für heute kaum und schließe mit den besten Grüßen an alle in Erwartung, dass dieser Brief euch so gesund und munter antrifft wie er mir verlässt von deinem Sohn Stephan.

Stephan freut sich auf den nächsten Urlaub. Er beabsichtigt 21 Tage zu beantragen, um zuhause bei der Heuernte mitarbeiten zu können.

Weiter schreibt er, dass sich vorige Woche erneut ein Unteroffizier durch Erhängen das Leben habe nehmen wollen. Offenbar wurde er aber so zeitig gefunden und abgeschnitten bevor er „kaput“ (!) war. Ich frage mich, ob hier erneut Stephans Sarkasmus zum Ausdruck kam oder seine tiefe (katholische) Verachtung der „Selbstmörder“ ?

Mir scheint das erneute Vorkommnis deutlich zu machen, dass die Unteroffiziere, im Gegensatz zu den einfachen Wehrdienstpflichtigen, über einen Informationsvorsprung bezüglich der drohenden Kriegsgefahr verfügten, und diesem Druck nicht standhalten konnten. Außerdem war seine Kompagnie zum ersten Mal im kalten Wasser schwimmen, was jedoch für etliche seiner Kameraden gesundheitliche Folgen gehabt hätte, weil sie halb „versoffen „ wären und anschließend Wasser ausgespieen hätten, weil sie zuviel „gesoffen„ hätten. Beide Formulierungen „versoffen“ und „gesoffen“ scheinen mir erneut den sarkastischen Charakter von Stephan zu bestätigen.

Den vorgesehenen Besuch bei „Alfons“ in Brüssel, hatte er wegen Wachdienst absagen müssen. Jetzt plant er diesen Besuch für den nächsten Sonntag. Mit Alfons soll ein beeindruckender Pferdemarkt besucht werden, bei welchem die Preisverteilung durch den König vorgenommen werden soll.

Liebe Mutter

Berchem, den 22.6.1914

Habe euren Brief erhalten und teile euch nun noch mit, dass noch einiges gemacht werden muss, um 21 Tage Urlaub zu erhalten. Nämlich dieses: Ihr geht zu dem Sekretär in Baelen, expliziert ihm die Sache, dass ich zuhause nötig wäre und dann muss der euch ein Sädifikat (= Bescheinigung) machen und das muss gestempelt werden vom „Güstepä“ (= Juge de Paix = Friedensrichter) wahrscheinlich vom Gericht in Eupen oder das wird der Sekretär euch dann sagen wo der Güstepä wahrscheinlich von uns ist. Und ihr schickt mir dieses dann so bald als möglich ein.

Sonst noch alles gesund und munter mit den besten Grüßen an alle von Stephan.

Also bei dem Sekretär in Baelen ein „Sädifikat“ (= Zertifikat, Bescheinigung) fragen und dem nach dem „Güstepä“ fragen und von dem muss es gestempelt werden.

Die Sache mit dem 21-Tage-Urlaub klappt nicht.

Stephan beschreibt seiner Mutter, was sie seiner Meinung nach tun sollte, um das Vorhaben zum Erfolg zu führen.

Liebe Mutter

Undatiert

Schicke euch hiermit das gemachte Schreiben für Heimaturlaub und es ist für 21 Tage und schickt es, falls ihr denkt anzufangen, mir nur ein, da es dann noch immer 8 bis 10 Tage dauert, wenn es schon hier ist, ehe ich herrüber kommen kann, da das vom Kommandanten noch zum Regimentskommandanten gehen muss und müsst ihr dennoch selbst das Datum oben drauf setzen und dann noch stempeln vom Bürgermeister. Mit den besten Wünschen von Stephan.

Stephan schickt der Mutter ein dringliches Kurzschreiben in Sachen Urlaubsantrag und erklärt ihr, wie sie vorgehen soll. Dieses Schreiben lässt deutlich erkennen, dass dem Stephan längst klar geworden ist, dass „die Hütte brennt“ und ein Kriegausbruch unmittelbar bevorsteht. Stephan möchte sich mit Hilfe des Urlaubsgesuches für die Heuernte unbedingt aus der „Schusslinie“ nehmen.

Davon ausgehend, dass dieser undatierte „Brandbrief“ zeitnah zu dem Schreiben vom 22. Juni abgeschickt wurde, dürfte Stephan sich ausgerechnet haben, dass er, einschließlich der üblichen Vorlaufzeit von 8 bis 10 Tagen, bei Gewährung des Urlaubsantrages, sich für die Dauer des Monats August legal von der kriegsbedrohten Truppe würde entfernen können.

Ich bin davon überzeugt, dass der Milizpflichtige Stephan nicht im Geringsten daran interessiert gewesen sein dürfte, im bevorstehenden Krieg zum „Helden“ zu werden. Ich bin vielmehr der Meinung, dass er sich mit dem Urlaubsantrag im preußischen Walhorn in Sicherheit bringen wollte. Wäre, womit er vermutlich rechnen konnte, der Krieg während seines Heimaturlaubes ausgebrochen, dann wären die preußisch-belgischen Grenzen mit Sicherheit „dicht“ gewesen, sodass es ihm unmöglich gewesen wäre, zu seinem Regiment zurückzukehren.

Doch sein Plan ging nicht auf, denn schon wenige Tage später wurde am 28. Juni in Sarajewo der österreich-ungarische kaiserliche Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, durch ein Attentat ermordet. Wir alle haben gelernt, dass dieses Ereignis den Anlass zum Beginn des ersten Weltkrieges bot. Stephans Briefe lassen jedoch erkennen, dass das Attentat lediglich der Auslöser für einen Waffengang war, der sich schon seit Jahresbeginn 1914 ankündigte.

Stephans Plan, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, war also gescheitert, denn jetzt noch weiter auf eine Urlaubsgewährung zu hoffen, war illusorisch. Stephan sollte seine Mutter und sein Walhorn nicht mehr wiedersehen.

Der Umstand, dass bis zum 28. September offenbar kein Brief mehr Stephans Mutter erreicht hat, lässt auf hektische Aktivitäten in den belgischen Kasernen schließen.

Liebe Mutter

Berchem, den 28.7.1914

Muss soeben die Feder zur Hand nehmen um euch in Eile nicht ganz die erfreulichsten Worte mitzuteilen, da wir auch mit der Kriegserklärung Serbiens und Österreichs so ziemlich auf kriegsmäßigen Füßen stehen, seit gestern abend. Stehen nämlich seid diesem Morgen so ziemlich bereit zum Abrücken und warten wir bloß auf Bescheid, ob guter oder schlechter kommt, weiß Gott. Und falls wir ausrücken müssen, sind wir auf Zeit von 6 Stunden unten an der französischen Grenze bei Arlon. Und brauchen wir bloß die Grenze zu befestigen.

Nun, wir wollen das Beste hoffen und als das Schlimmste kommt, dann in Gottes Namen.

Und heißt es dann, der König rief und alle kamen. Und dann macht euch bloß keine Unruhe über mich, was so viele Tausende und Millionen mitmachen, werde ich auch sicher mitmachen können, es kommt wie es kommt, ein echter Vaterlandsverteidiger darf selbst den Tod im Feld nicht fürchten.

Nun liebe Angehörigen muss ich schließen und dann macht euch bloß keine Unruhe über mich, es fehlt mir nichts und falls ich etwas Neues vernehmen werde, werde ich euch sofort Antwort schreiben.

Nun zum Schlusse die ganz liebsten Grüße an alle von deinem Sohn Stephan.

Schreibt mal bitte gleich Antwort, wie es in Deutschland mit den Kriegsverhältnissen aussieht. Hörte soeben am Schluss dieses Briefes, dass wenn wir ausrücken müssen, wir nicht an der französischen Grenze, sondern an der deutschen Grenze hinter Verviers zu liegen kämen. Nun zum Schluss nochmals die besten Grüße an alle von Stephan.

Stephans letzte Hoffnungen schwinden.

Über seine Mutter hofft er zu erfahren, wie es in Deutschland mit den Kriegsverhältnissen aussieht. Ob er diesbezüglich letztlich verwertbare Informationen erhalten hat, ist unbekannt.

Liebe Mutter

Berchem, den 30.7.1914

Quittiere hiermit dankend den Empfang eures Paketes und es ist gerade nicht zu verwerfen, da man bei den Soldaten immer sehr gern Wurst hat. Werdet jetzt wohl auch meinen Brief erhalten haben und glaube ich sicher, dass von der ganzen Geschichte nichts geben wird, da wie es scheint jetzt bald Ruhe auf dem Balkan ist, denn seid diesen Morgen ist alles ziemlich still hier. Es war schon seit vorigen Tagen hier alles in solcher Bewegung und hätte ich es auch schon eher schreiben können, aber ich dachte, du schreibst nicht eher als es nötig ist, da die zu Haus denn doch mehr Unruhe davon haben, als wie ich, denn ich hätte schon gewollt, dass sie sich mal ordentlich mit den Köpfen gekriegt hätten, dann hätten sie auch noch Belgien kennen gelernt, dass es hier schon nicht ganz gut mehr aussieht, seht ihr schon daran, dass schon seit Dienstagabend die alten von drei Jahrgängen einggerufen und hier waren und war schon der ganze Schwindel, welchen wir haben, eingepackt

und auf Kammer war und brauchten wir blos umzuzschnallen und dann weg. So standen wir bereit hier. Und wir sind auch ziemlich eingepackt, denn in einer Stube, wo anders 16 Mann liegen, liegen jetzt 38 und dann die Bettes sind selbstverständlich weg nur im Besitze eines Herren Strohsackes und einer Decke und liegen wir wie die Hühner auf ner Recke aber geh (= je) mehr, dass wir mitgelassen werden, geh mehr Spass haben wir, denn es ist ein Sport hier mit den alten, das ist großartig. Wenn irgendein Unteroffizier in die Stube herein kommt, wird gefragt, ob sie den Strohsack oder die Decke auch noch wollen und dann sagen sie, das Fleisch von unseren Knochen können sie haben, aber die Knochen bekommen sie nicht.

Von der (Walhorer) Kirmeseinladung werde ich wohl jetzt keinen Gebrauch machen können, wenn es auch schon still bleibt, denn dann wird dennoch nicht so schnell nachher Urlaub gegeben werden, denn wenn, das aber nicht vorviel (=vorfiel), dann kommt der Stephan aber wohl herüber, denn dass war schon geplant, denn wir haben hier noch einen Monat Urlaub beigesetzt für diejenigen, welche guten Dienst getan haben und habe ich noch 21 Tage zu bekommen mit dass ich diesen Sommer die 15 Tage gehabt habe. Ist auch hier jetzt seit 8 Tagen nur recht regnerisches und kaltes Wetter, wie ihr auch von zu Hause schreibt.

Nun, andere grossen Neuigkeiten weiss ich für heute keine und schließe in der Erwartung, dass dieser Brief euch gesund und munter antrifft wie er mir verlässt und zum Schlusse seid alle begrüßt von deinem Sohn Stephan

Dies ist Stephans letzter Brief an seine Mutter.

Deutlich sind die Widersprüche zwischen Hoffen und Bangen zu spüren. Resigniert stellt er fest, dass er, trotz Urlaubsanspruch, von der Einladung zur Walhorer Kirmes wohl keinen Gebrauch mehr wird machen können. Wie es scheint, sind ihm vor Ort aber einige Tage der Ruhe vergönnt gewesen.

Es waren dann wohl Tage der Ruhe vor dem Sturm.

Der Erste Weltkrieg begann für Stephans Heimat dann sogar noch vor der Walhorer Kirmes und zwar mit dem Durchzug deutscher Truppen in Richtung Belgien am 4. August. Von den folgenden dramatischen Ereignissen in der Heimat hat Stephan vermutlich keine Kenntnis mehr bekommen, denn sehr bald sickert in Walhorn durch, dass Stephan seit

der Schlacht bei Put Kapel (Gem. Wilsle b. Löwen) vom 12. September 1914 vermisst werde.

Wie Stephan den Tod fand

Das Startzeichen zum Ersten Weltkrieg war bekanntlich das tödliche Attentat von Sarajewo am 28. Juni 1914.

In der Folge überschritten die deutschen Truppen die Grenzen Belgiens, das bis dahin seine Neutralität gewahrt hatte. Am 7. August ergab sich die Festungsstadt Lüttich.

Selbst der vorgelagerte Festungsgürtel unter dem Befehl des Generals Leman, der sein Hauptquartier in der Festung Loncin aufgeschlagen hatte, konnte dem weiteren Vormarsch der Invasionstruppen nur eine kurze Zeit (eine Woche) widerstehen. Diese kurze Zeit genügte jedoch den belgischen Truppen, sich bis hinter die Gete zurückzuziehen und sich dort neu aufzustellen.

Am 12. August 1914 stellten sie sich -leider vergeblich und unter großen Verlusten- den deutschen Truppen in der Schlacht der „Silbernen Helme“ bei Halen. Nach weiteren Schlachten bei Houtem und Aarschot sowie der Besetzung Brüssels am 20. August zogen sich die belgischen Truppen zur Verteidigung Antwerpens weiter zurück.

Die Kaiserlichen marschierten aber nicht in Richtung Antwerpen, sondern schwenkten nach Süden in Richtung Paris, wo nun die alliierten Truppen der Franzosen und Briten unter Druck gerieten. Um diese zu entlasten, starteten die Belgier nun von der Festung Antwerpen aus einen Gegenangriff.

Am 25. und 26. August 1914 griffen sie mit Erfolg die völlig überraschte Flanke der deutschen Truppen an. Es gelang ihnen sogar, bis einige Kilometer vor Brüssel vorzudringen, wo sie sich verschanzten. Als die Deutschen dann zum Großangriff an der Marne ansetzten, wagten die belgischen Truppen vom 9. bis 13. September 1914 unter dem Oberkommando von König Albert I. von Aarschot aus einen zweiten Gegenangriff. Dies war jene Schlacht, in welcher auch mein Großonkel Stephan Janclaes am 12. September 1914 zwischen Putkapel und Wilsle den Tod fand.

Die Einzelheiten:

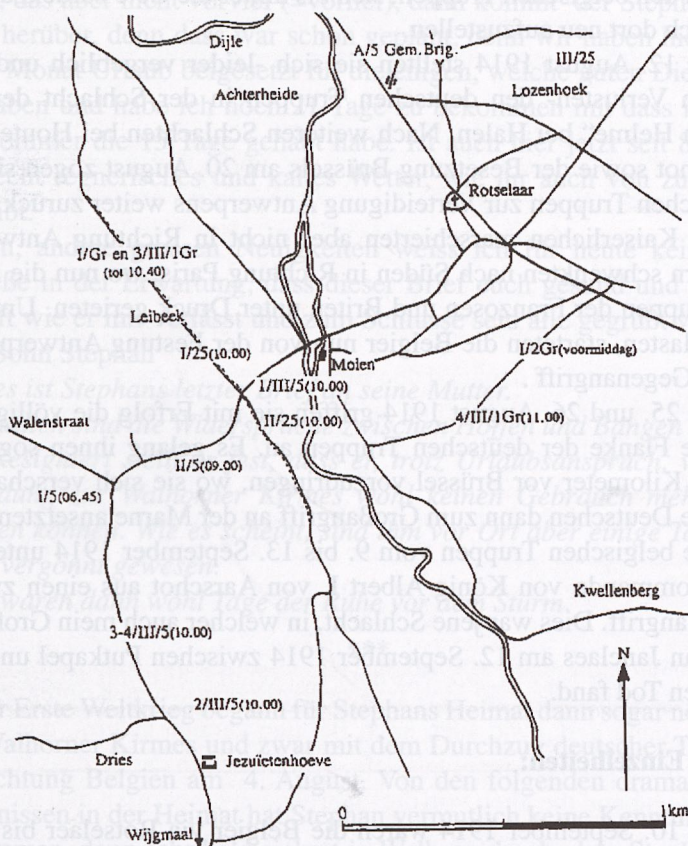
Am 10. September 1914 waren die Belgier via Rotselaer bis Wijgmaal durchgedrungen. Weil sie davon ausgingen, dass die dort gelege-

nen Remy-Fabriken von den deutschen Truppen besetzt waren und die Fabriktürme von den Deutschen als Ausguck benutzt wurden, nahmen sie diese Fabrik von Wilese und Putkapel aus unter Artilleriebeschuss.

Dieser Fabrikkomplex musste unbedingt eingenommen und die Brücke über den vorbei fließenden Bach besetzt werden. Dieser mörderische Kampf ging, wie schon gesagt, als „die Schlacht an der Mühle von Rotselaar“ in die belgische Geschichte des 1. Weltkrieges ein.

Das auf der folgenden Karte erkennbare Schlachtfeld mit der Mühle (Molen) südwestlich von Rotselaar als Zentrum weist einen Durchmesser von etwa 2000 m auf.

Die Belgier rückten mit drei Angriffsspitzen vor: in die Richtung der Wijgmaal-Brücke, von Wakkerzeel in Richtung Wijgmaaldries und Vaartbrücke (via Walenstraat) sowie über den Weg nach Wijgmaal via Rotselaar-Mühle.



Skizze des Schlachtfeldes bei der Mühle von Rotselaar

Auf dem „Dries“ hatten die Belgier den Jesuitenhof (Pachthof von Perdieus) besetzt. Nach einem heftigen Gegenangriff der Deutschen mussten sie diese Hofanlage verlassen, worauf die prachtvollen Gebäude ein Raub der Flammen wurden.

Am frühen Morgen des 12. September griffen die Belgier erneut an, konnten jedoch den Durchbruch nicht erzwingen, denn sie fielen in einen Hinterhalt der Deutschen, die sich im Gestrüpp und im Wald zwischen der Walenstraat und dem Jesuitenhof versteckt hatten. Durch das mörderische Artilleriefeuer der Deutschen wurden die Belgier des 5. und 25. Linienregimentes sowie eine Kompanie Maschinengewehr-schützen der 5. gemischten Brigade mit sehr schweren Verlusten zurückgedrängt.

Nachdem die Deutschen ihre Verwundeten versorgt und ihre Toten begraben hatten, gestatteten sie auch den Belgiern die Versorgung der Verwundeten und das Einsammeln ihrer Gefallenen. Ein provisorisches Feldlazarett war mit Genehmigung der Deutschen in der alten Remy-Fabrik eingerichtet worden. Hier wurden die belgischen Verwundeten versorgt.

Nach der Schlacht an der Mühle wurden 324 belgische Soldaten der 5. gemischten Brigade begraben. Mehr als 200 gefallene Offiziere und Soldaten fanden einige Jahre später ihre letzte Ruhestätte auf dem neu angelegten Militärfriedhof von Velthem.



Das Denkmal „Molen-Rotselaer“ für die Gefallenen des 12. September 1914

1935 wurde in Rotselaer, in der Nähe der Brücke über die Dyle, zur Erinnerung an die Schlacht bei der Mühle ein Denkmal errichtet, welches in flämischer und französischer Sprache folgende Inschrift trägt:

„Sie waren 300 des 5. und 25. Linienregiments sowie Maschinengewehrschützen der 5. Brigade, die am Morgen des 12. September 1914 fielen.“

Am folgenden 13. September 1914 zog sich das dezimierte belgische Heer, ohne den Verlauf des Ersten Weltkrieges nennenswert beeinflusst zu haben, in die Stellungen bei Antwerpen zurück.

Erst im Jahre 1921 wurde der Tod des Soldaten Stephan Janclaes offiziell bestätigt. Er war 20 Jahre alt geworden.



**Stephan Janclaes in der Uniform
eines Soldaten des 6. Linienregiments**

Am 3.4.1923 wurde die Mutter, durch das Kriegsministerium benachrichtigt, dass der Bürgermeister (von Baelen) ihr in Kürze die persönlichen Gegenstände ihres für das Vaterland gefallenen Sohnes überbringen werde.

Am 26. Januar 1924 wurde der Mutter durch den Landesverteidigungsminister mitgeteilt, dass ihrem Sohn am 5. September 1921 posthum in Anerkennung seines Einsatzes für das Vaterland das Ritterkreuz Nr. 9890 des Ordens Leopold II. und das Kriegskreuz verliehen worden seien. Sie werde rückwirkend für ihren Sohn eine Gefallenrente in Höhe von 800 F jährlich erhalten.

Am 27. Oktober 1924 wurde der Mutter mitgeteilt, dass die sterblichen Überreste ihres Sohnes Stephan Janclaes auf dem Soldatenfriedhof von Velthem-Beysses bei Löwen (heute Teil der Großgemeinde Herent) beigesetzt wurden, wo sein Grab bis heute erhalten blieb. Mitte der 50er Jahre hat mir mein Vater das Grab (Nr. 678) gezeigt. Der Friedhof machte damals einen vernachlässigten Eindruck, wurde aber im Jahre 2001 umfassend renoviert.



Der Militärfriedhof von Velthem-Beissem



Das Grab des gefallenen Soldaten Janclaes auf dem Ehrenfriedhof in Velthem-Beissem (Gem. Herent).

Über die Rechte und Pflichten eines Dorfschullehrers im 19. Jahrhundert

von Alfred Bertha

Wenn auch die Schulpflicht in den preußischen Provinzen erst 1825 eingeführt wurde (womit Preußen auf schulischem Gebiet eine Vorreiterrolle einnahm) darf man doch nicht daraus schließen, dass bis dahin nirgendwo Schulen bestanden hätten. In Walhorn sind schon 1625 zwei Lehrer tätig und eine Schulstiftung des Herrn von Walhorn, Arnold Schuyl, aus demselben Jahre gab dieser Dorfschule eine gesicherte finanzielle Grundlage. Aus den Kapitelsprotokollen des Aachener Marienstiftes ersehen wir, dass auch von kirchlicher Seite schon früh Bemühungen unternommen wurden, Dorfschulen zu errichten. So vermerken diese Protokolle unter dem 26.6.1576, das Kapitel habe einen Kanoniker ernannt, der sich um die Errichtung von Schulen in Gemmenich und Orsbach kümmern solle.

Die Walhorner Schule war eine Einrichtung, die allen Kindern der gesamten Bank Walhorn zugänglich war. Besucht wurde sie jedoch nur von den wenigsten. Die Eltern verzichteten nicht gerne auf die Arbeitskraft ihrer Kinder, sahen wohl auch selten das „Wozu“ einer soliden Schulbildung.

Wenn dennoch erstaunlich viele junge Leute aus dem Walhorner Land durch glänzende Hochschulstudien und eine beachtliche Karriere ihren Namen in die Geschichtsbücher eingeschrieben haben, so ist das wohl in den meisten Fällen dem Einfluss des Dorfpfarrers oder dem Beispiel eines geistlichen Onkels zu verdanken...

Fast in allen Dörfern der Bank Walhorn entstanden die ersten Volksschulen schon im 17.-18. Jahrhundert und meist wurde der Küster oder der Kaplan mit dem Unterricht der Dorfjugend betraut.

Wie Viktor Gielen schreibt, ist der erste in Raeren erwähnte Schullehrer der Küster Martin Laschet, der von 1650 bis 1690 als Lehrer fungierte.

Aus dem Jahre 1704 liegt der Anstellungsvertrag eines Kaplans vor. Die Gemeinde sieht ihren Pfarrer Aegidius Momber durch zwei Sonntagsmessen und zwei Predigten körperlich überlastet und fürchtet für dessen Gesundheit. Deshalb beschließen die Gemeindevertreter, einen

Frühmessner anzustellen. Dieser solle an Sonn- und Feiertagen die Frühmesse halten und außerdem die Dorfschule übernehmen. Die entsprechende Passage in dem in brabantischer Sprache verfassten Anstellungsvertrag zwischen dem Frühmessner (Kaplan) Laurentius Emonts und der Gemeinde lautet: „Er soll an allen Sonn- und Feiertagen die Frühmesse halten. Ferner soll er die Gemeindeschule führen. Dort soll er die Kinder unterrichten, wie es sich für einen frommen und vorbildlichen Geistlichen geziemt, sowohl im Lesen als auch im Schreiben und auch in der Furcht des Herrn. Er muss dies selbst tun oder sich durch einen fähigen Hilfslehrer vertreten lassen...“

Lesen, Schreiben und Religion sind also die einzigen Fächer auf dem Schulplan. Rechnen, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde etc. sind noch unbekannte Begriffe. In anderen Anstellungsverträgen der vorfranzösischen Zeit, so in Hergenrath, ist das Schulgeld unterschiedlich hoch, je nachdem, ob ein Kind nur lesen lernt oder ob zusätzlich das Schreiben auf seinem Lernplan steht.

Der Schulkaplan Emonts ist auch der französischen Sprache mächtig und er verpflichtet sich, auf Wunsch auch Französisch zu unterrichten, „für den Fall, dass einige Französisch lernen wollen“. Da Laurentius Emonts aus Raeren stammt, soll der Unterricht im Hause seiner Mutter stattfinden, wie dies auch „unser seliger Küster Martin Laschet getan hat“.

Da Raeren und Neudorf nicht mit Gütern gesegnet sind, kann der Schulkaplan kein festes Gehalt erwarten. Die Bürger verpflichten sich durch ihre Unterschrift, jährlich 15 Stüber bis 4 Schillinge als Entgelt für den Schulkaplan zu zahlen, je nach Leistungsfähigkeit.

Aus späterer Zeit wissen wir, dass die Schule sich in Titfeld neben der Kirche befand. Die Anstellung des Schulkaplans galt für die Dauer von sechs Jahren und konnte dann erneuert werden.

Bis zur Franzosenzeit lag der Schulunterricht in den Händen des jeweiligen Raerener Kaplans. Viktor Gielen, der selber Pfarrer von Raeren war, fand im Pfarrarchiv einen weiteren Anstellungsvertrag mit einem Schulkaplan aus dem Jahre 1789. Am 12. Juli jenes Jahres war die Dorfgemeinschaft in der Gemeindeschule versammelt, um nach dem Tode des Schulkaplans Heinrich Cratz einen neuen Lehrer zu ernennen. Es ist der aus Hoffeld (Luxemburg) stammende Johannes Gregorius Reuter. Die Vertragsbedingungen sind im Protokollbuch der Gemeindeversammlungen des Quartiers Neudorf festgehalten und umfassen neun Punkte. Die beiden ersten Punkte umschreiben die seelsorglichen Pflichten des Geistlichen, die anderen seine Aufgaben als Lehrer.

Letztere geben wir in Anlehnung an V. Gielen¹ wieder.

3. Er wird Schule halten. Im Winter (31. Oktober bis 31. März) von 8 bis 11 Uhr und von 1 bis 4 Uhr. Im Sommer von 7 bis 11 und von 1 bis 4 Uhr. Nur der Monat Oktober ist schulfrei.

4. Während der Unterrichtsstunden muss der Lehrer bei den Kindern bleiben und dieselben vormittags einmal und nachmittags zweimal „aufsagen lassen“. Hieraus ersieht man, dass dem Auswendiglernen viel Bedeutung beigemessen wurde.

5. Zwischen St. Andreas (30. November) und Ostern muss der Lehrer eine Hilfskraft einstellen, und zwar eine fähige Person, die die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichten kann. (Dies erklärt sich daraus, dass die Zahl der die Schule besuchenden Kinder im Winter bedeutend höher liegt als im Sommer).

6. Jeden Samstagnachmittag muss der Lehrer, nachdem die Kinder einmal „aufgesagt“ haben, dieselben im Katechismus und in den Glaubenswahrheiten unterrichten.

7. Er darf keinen Unterschied machen zwischen Arm und Reich. Die armen Kinder muss er, wenn erwünscht, umsonst unterrichten. Die anderen Kinder zahlen 6 Aachener Mark pro Monat.

8. Für Steinkohlen und Brand für die Beheizung des Schullokals zahlen Raeren und Neudorf jährlich 20 Lütticher Gulden. Das Fegen des Kamines muss der Lehrer auf eigene Kosten durchführen lassen.

9. Der Lehrer wird auf Wunsch auch Latein- und Französischunterricht erteilen. Für den Lateinunterricht sind monatlich pro Kind 18 Aachener Mark zu zahlen, für Französisch 12 Mark. Auch Rechenunterricht ist mit 12 Mark zu entgelten.

Die Franzosen geben zum ersten Male dem Unterrichtswesen eine gesetzliche Grundlage. Vieles bleibt jedoch Stückwerk.

Brot und Bildung sah der französische Revolutionär Danton als die beiden Grundbedürfnisse des Menschen an. In der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 26. Juni 1786 wird jedoch mit keinem Worte auf Schule und Bildung eingegangen. Erst in der Verfassung vom 3. September 1791 wird ausdrücklich festgehalten, dass ein öffentliches Unterrichtswesen aufgebaut und organisiert wird. Der Unterricht soll allen Bürgern zugänglich und für alle kostenlos sein, soweit es sich um die für jedermann notwendigen Lehrfächer handelt.

1 "Raeren und die Raerener im Wandel der Zeiten", 2. Aufl., Markus-Verlag, Eupen 1976, S. 115-117.

Die neue Verfassung vom Jahre 1 (Ende Juni 1793) nennt in Artikel 22 die Schulbildung als eine „alle Bürger betreffende Notwendigkeit“. „Die Gesellschaft“, so heißt es weiter, „muss mit allen Kräften die Fortschritte der öffentlichen Vernunft fördern und die Bildung allen Bürgern zugänglich machen.“

Als die Verfassung am 22.8.1795 erneut revidiert wurde und nun nicht mehr nur die Rechte, sondern auch die Pflichten des Menschen und Staatsbürgers auflistete, fehlt jede Erwähnung des Rechtes auf Bildung.

Der Gesetzgeber hat in der Franzosenzeit auch nie den Schulbesuch zur Pflicht gemacht oder die Kostenlosigkeit eines solchen Unterrichtes gesetzlich verankert. Die Schaffung und der Unterhalt von Grundschulen blieben den örtlichen, sprich kommunalen Behörden überlassen. Die von diesen vorgeschlagenen und von der Departementsverwaltung ernannten Lehrer erhielten kein Gehalt; sie waren allein vom Schulgeld abhängig.

Das napoleonische Schulgesetz vom 1. Mai 1802 reorganisierte das Grund- und Mittelschulwesen. Aber auch jetzt blieb die sog. Volksschule ureigenste Angelegenheit der Gemeinden, die für die Einrichtung dieses Schulzweiges verantwortlich blieben. Die Lehrer erhielten von der Gemeinde freie Wohnung und von den Eltern der Schulkinder ein sog. Schulgeld. Damit war man genau dort, wo man zum Ende des „Ancien Régime“ gestanden hatte. Man sagt auch, Napoleon habe sich für die Grundschulen kaum interessiert. Die Unwissenheit des „Volkes“ (Arbeiter und Bauern) war in seinen Augen eher dazu angetan, einen „passiven Gehorsam“ der Obrigkeit gegenüber zu erzielen. Statistiken weisen aus, dass die Zahl der Analphabeten in der Zeit des Ersten Kaiserreichs zugenommen hat. Es sollte bis 1832 dauern, ehe Frankreich sein Volksschulwesen durch eine fortschrittliche Unterrichtsgesetzgebung (Guizot) grundlegend neu organisierte. Die Gemeinden mussten nun Volksschulen errichten, doch wurde die Schulpflicht vorerst nicht eingeführt. Erst 1881-82 ging man diesen letzten und entscheidenden Schritt in Frankreich, der dann auch mit der Kostenlosigkeit des Unterrichts verbunden war.

Die Preußen konnten 1814 zwar auf der bestehenden Schulinfrastruktur aufbauen, doch der rheinische Generalgouverneur von Sack sah es als eine der vordringlichsten Aufgaben an, die Lage im Schulwesen zu verbessern. 1823 wurde in Brühl ein Lehrerseminar eröffnet und für schon angestellte Lehrer wurden Fortbildungskurse angeboten, z. B. in Aachen, wo sie sich in „der neueren Methode“ weiterbilden konnten.

1825 wurde der Schulbesuch zur Pflicht gemacht. Allerdings dauerte es einige Zeit, ehe das Gesetz auch allseits befolgt wurde.

Eine Verordnung der „Königlichen Hochlöblichen Regierung zu Aachen“ vom 26. Juni 1826 legte die Ausführungsbestimmungen der Allerhöchsten Kabinettsorder vom 14. Mai 1825 bezüglich Schulbesuch, Schulgeld und Schulzucht fest.

Danach durfte „vor dem vollendeten fünften Lebensjahr“ kein Kind in die öffentlichen Schulen aufgenommen werden. Mit dem Beginn des sechsten Lebensjahres aber trat „überall in Städten und geschlossenen Dörfern, wo die Schule nicht über eine Viertelstunde von dem schulpflichtigen Hause entfernt ist, die Schulpflichtigkeit ein“. War der Schulweg aber länger als eine Viertelstunde, so konnte „das vollendete sechste Jahr als Anfang des schulpflichtigen Alters betrachtet werden“.

Die Dauer der Schulpflichtigkeit hängt vom Grad der schulischen Erfolge ab. Diese werden vom Pfarrer begutachtet. Erkennt der Pfarrer, dass ein Kind „seinen Verhältnissen und seinem Stande gemäß hinlänglich unterrichtet“ ist, so kann er demselben darüber „auf ungestempelttem Papier“ eine Bescheinigung ausstellen.

Dem Schulvorstand „liegt es zunächst ob, die Aufsicht über die schulpflichtigen Kinder zu führen, den Schulbesuch derselben nach Kräften zu fördern und zu dem Ende die säumigen Eltern zu ermahnen“. Sollten die Ermahnungen nichts fruchten, so muss der Schulvorstand den Bürgermeister zu Rate ziehen und ausloten, „wie der Schulbesuch ohne Zwangsmittel gefördert werden könne“.

Zwangsmittel gegen die säumigen Eltern mittels Polizeistrafe sind aber erst dann erlaubt, wenn gütliche Ermahnungen vorhergegangen und fruchtlos geblieben sind.

Wo solche Polizeistrafen für nötig befunden werden, stellt der Schulvorstand beim Bürgermeister einen entsprechenden Antrag und dieser leitet die Angelegenheit an das Polizeigericht weiter. Die den Eltern auferlegte Strafe konnte bis zu 5 Taler betragen. Sollte auch die Polizeistrafe nicht den erhofften Erfolg haben, so war die Regierung in Aachen über den Fall zu informieren.

Die Regelmäßigkeit des Schulbesuchs wird an Hand von Listen der schulpflichtigen Kinder nachgeprüft. Diese Listen enthalten neben den Namen der Schüler 3 Rubriken für Bemerkungen seitens des Bürgermeisters, des Schulvorstands und des Lehrers.

Da in manchen Gemeinden die große Entfernung vom Schulhause, in anderen Fällen die ländliche Beschäftigung oder sonstige den Kindern übertragene Arbeiten ein Hindernis am täglichen zweimaligen Schulbe-

such waren, auch die Schulzimmer manchmal nicht allen Schulkindern gleichzeitig Raum boten, so waren die Schulinspektoren ermächtigt, in Übereinstimmung mit Bürgermeister und Schulvorstand eine „angemessene Abänderung der Schulstunden zu veranlassen“. Dies konnte zu einer Trennung der Kinder nach Alter und Fähigkeit oder nach dem Geschlechte führen. Die tägliche Arbeitszeit des Lehrers konnte dadurch (ohne zusätzliche Vergütung) bis auf 7 Stunden ansteigen.

Das monatlich zu zahlende Schulgeld legte die Regierung auf 3 Silbergroschen fest. Mit obrigkeitlicher Genehmigung konnte von dem angegebenen Richtwerte abgewichen werden.

Das Schulgeld wurde monatlich vorausbezahlt und es gab keinen Abzug für einzelne Tage oder Wochen, während welcher das Kind die Schule nicht hatte besuchen können. In der Regel war es der Gemeinde-Empfänger, der das Schulgeld beitrug. Dafür standen ihm 4% Hebegebühr zu. Wenn im Anstellungsvertrag eines Lehrers festgelegt war, dass er selber das Schulgeld eintreiben müsse, so konnte es bei dieser Regelung bleiben. Bei Neuanstellungen war aber der Gemeinde-Einnehmer damit betraut. Letzterer richtete sich nach einer Liste, die halbjährlich vom Lehrer angefertigt, von dem Schulvorstande und dem Bürgermeister bescheinigt und vom Landrat als vollstreckbar erklärt worden war. In dieser Liste waren die sog. Armenkinder in einer besonderen Kolonne aufzuführen. Wer zum Armenrechte zuzulassen war, bestimmte der Armenvorstand.

Das eingegangene Schulgeld konnte dem Lehrer entweder am Ende eines jeden Monats oder auch vierteljährlich ausbezahlt werden.

Über den Schulbesuch der Armenkinder führte der Lehrer ein besonderes Verzeichnis. Das Schulgeld für diese Kinder wurde aus Armenoder, wenn nötig, aus Gemeindemitteln gezahlt. Eltern, die ihre Kinder, ohne gehörige Dispensation, nicht regelmäßig zur Schule schickten, hatten keine Unterstützung aus Armenmitteln zu erwarten.

Die Regierungsverordnung legt des weiteren einige Regeln zur Schulzucht fest. Der Paragraph 5 der Allerhöchsten Kabinettsorder vom 14.5.1825 erteilt den Lehrern ausdrücklich das Recht auf körperliche Züchtigung. Die Aachener Regierung hofft jedoch, dass die Lehrer von dieser Befugnis „einen bescheidenen Gebrauch“ machen. Diejenigen Lehrer verdienten den Vorzug, die es verstünden, die Schulzucht ohne körperliche Züchtigung aufrecht zu erhalten...

Sollten wider Erwarten Misshandlungen auftreten, welche ein Disziplinarverfahren gegen einen Lehrer begründen könnten, so werden die Schulvorsteher dem Schulinspektor Anzeige machen. Dieser wird sodann der Regierung darüber berichten.

Mit diesen Ausführungsbestimmungen zum Schulgesetz von 1825 hatte die Regierung zu Aachen die wichtigsten Felder des Grundschulunterrichts abgedeckt.

Berufsbrieфе, d. h. Anstellungsverträge der frühen Preußenzeit, zeigen, welche Fortschritte in wenigen Jahrzehnten erzielt wurden. Einen solchen Berufsbrief des Raerener Lehrers Johann Anton Fober aus dem Jahre 1840 wollen wir unseren Lesern im Folgenden vorstellen.

Berufsbrief für den Lehrer Johann Anton Fober an der Elementarschule zu Raeren bei der Kirche, im Kreise Eupen, Regierungs-Bezirk Aachen.

I. Pflichten.

Nachfolgende Pflichten werden von dem gen. Fober zu erfüllen gefordert:

1. Hat derselbe täglich von acht bis elf Uhr, Morgens, und Nachmittags von halb zwei bis halb fünf Uhr der untern Abteilung der Schüler, mit Ausnahme des Mittwochs und Samstags, Nachmittags, öffentlichen Unterricht zu erteilen.

2. Die Gegenstände des Unterrichtes sind: Religion, biblische Geschichte, Lautieren, Lesen, Schreiben, Kopf- und Schriftrechnen, über welche Gegenstände der Lehrer halbjährig einen Lektionsplan anzu fertigen und dem Schul-Vorstande zur Genehmigung vorzulegen hat.

3. Derselbe ist besonders gehalten, die Kinder zu guten Christen und getreuen Unterthanen des Landesherrn und der gesetzlichen Obrigkeit heranzubilden; wozu das eigene gute Beispiel nothwendig vorausgesetzt wird.

4. Ebenfalls ist der Allerhöchsten Kabinetts-Ordre vom 14. Mai 1825, sowie der Verordnung Königl. Hochlöbl. Regierung zu Aachen vom 20. Juni 1826 insofern diese nach der hier getroffenen Einrichtung bei unserer Schule Anwendung findet und die Obliegenheiten des Lehrers betrifft, von diesem gebührend nachzuleben.

Dagegen werden dem Lehrer für die Übernahme der vorgenannten Pflichten

II. folgende Vortheile zugesichert:

1. An jährlichem Gehalte bezieht der Lehrer hundert fünfzehn Thaler Courant aus der hiesigen Gemeindekasse; wogegen der Gemeinde-Empfänger das übliche Schulgeld von den schulpflichtigen Kindern mit 3 Sgr (= Silbergroschen) monatlich von jedem Kinde zu Gunsten der Gemeindekasse erhebt.

2. Als Schulpflichtige werden alle Kinder vom vollendeten sechsten bis vierzehnten Jahre betrachtet; wovon jedoch hinlänglich unterrichtete oder zu Hause unentbehrliche Kinder ausgenommen sind.

3. Erhält der gen. Lehrer jährlich sechzehn Thaler aus der Armen-Kasse, welche Summe die Armen-Verwaltung demselben für den Unterricht armer Kinder zuerkennt.

4. Wird dem Lehrer sein Gehalt aus der Gemeindekasse monatlich postnumerando (= nach Ablauf des Monats) und aus der Armen-Kasse quartaliter (= vierteljährlich) auf Anweisung des Herrn Bürgermeisters von Raeren von dem betreffenden Empfänger gegen Quittung ausbezahlt.

5. Sollte es sich ergeben, dass Kinder unter sechs oder über vierzehn Jahren die Schule besuchen, so hat der Lehrer das Recht, von einem jeden dieser Kinder monatlich 3 Sgr als Privat-Einkommen zu nehmen.

6. Jede Reparatur des Schul-Zimmers z. B. Weißen etc, fällt der Gemeinde zur Last.

Bei getreuer Pflichterfüllung darf der gen. Lehrer sich der Liebe und Achtung der Unterzeichneten vergewissern.

Nachdem dieser Berufsbrief die Genehmigung Königlicher Hochlöblicher Regierung erhalten haben wird, bleibt derselbe für uns und den Lehrer bindend und kann nur durch höhere Entscheidung, Ver- oder Entsetzung, aufgehoben werden.

Dem Lehrer steht es frei, einen anderen Beruf anzunehmen; indessen darf er nur ein Vierteljahr nach geschעהner Ankündigung seine Stelle verlassen.

Nachdem derselbe sich durch seine Unterschrift für die Annahme des Berufs erklärt hat, soll die Bestätigung bei der Königlichen Regierung nachgesucht werden.

Raeren, den 6. Mai 1840.

Der Gemeinderat	Der Schul-Vorstand	Der Armen-Vorstand
Havenith	Havenith	Havenith
J. L. Pesch	J. L. Pesch	J. P. N. Creutz
M. Laschet	M. Thoma, Pfr.	J. L. Pesch
J. P. Falter		M. Thoma, Pfr.
H. Duyster		
J. P. N. Creutz		
N. Crott		
L. Falter		
	Der Unterlehrer	
	J. A. Fober	

Gesehen und auf drei Jahre genehmigt.

Aachen, den 15. Mai 1840

Königl. Regierung, Abthl. des Innern

(Unterschrift)

Quelle: Privatarchiv

Nachträge zur Familie Beaufays

von Martha Beaufays-Schillings

Zu den in Nummer 85 (Februar 2010, S. 83-100) gebrachten Notizen zur Familie Beaufays hiernach noch einige zusätzliche Informationen bzw. Berichtigungen.

Die S. 87 genannte Franziska (1877-1971) kam durch Vermittlung ihrer Kusine (Frau Therese Mannel) in den damals selbst in Paris bekannten Salon Wüsthoff, wo auch die Kaiserfamilie große Garderoben anfertigen ließ. Von dort ging sie dann nach Köln, wo meine Mutter Rosa später auch als Schneiderin/Directrice ausgebildet wurde. Es mag interessieren, dass sie damals vom Bruch bis zum Bahnhof nach Hergenrath zu Fuß gehen musste, auch bei Dunkelheit!

Der auf S. 91 genannte Geistliche Joseph Beaufays war auch Lehrer am Gymnasium in Düsseldorf. Er hatte 2 Dokortitel erworben. Wo er gestorben ist, entzieht sich bisher meiner Kenntnis, da er später zu seinem Bruder Franz keinen Kontakt hatte.

Kriegsschicksale

Die Söhne von Anton Beaufays (S. 91) sind beide am Kriegsende gefallen. Besonders tragisch ist dabei, dass einer der beiden noch am 9. Mai auf eine Mine getreten ist. War es dieser, der verheiratet war und einen Sohn hatte? Die Witwe hat einen Amerikaner geheiratet. Vermutlich hat dieser den Sohn seiner Ehefrau adoptiert. Dessen Spur konnten wir bisher nicht wiederfinden.

Die Ehefrau von Anton Beaufays (der in Berlin ansässig war) ist auf der Flucht bei den mecklenburgischen Seen verhungert. Anton meldete sich dann in seiner Not bei seinem Bruder Franz in Sudmühle. Dort lernte ich ihn bei meiner Hochzeit kennen. Er war ein stiller Mann. Leider konnten die beiden Brüder nicht zu einander finden...

Anton hat dann im Münsterland auf einem Bauernhof gewohnt und ist auch dort gestorben.

Zusätzliche Daten zum Stamme Franz Beaufays

1. Franz Beaufays, geb. am 20. Juli 1879 in Drensteinfurt, vermählt a) mit Christine Overmann am 30. 1.1904, b) mit Maria Tüllinghoff (Düsseldorf) am 22.8.1918 gest. in Lengerich am 4.10.1961
2. Christine Beaufays geb. Overmann, geb. am 10. Mai 1884 in Werne a. d. Lippe, gest. am 15.10.1915 in Düsseldorf.
3. Maria Beaufays geb. Tüllinghoff, geb. am 10.1.1889 in Münster i. W., gestorben in Sudmühle am 4.10.1962.
4. Josef Beaufays, geb. am 28.10.1904 in Werne a. d. Lippe, gest. in Arnsberg am 11.1.1961.
Vermählt a) mit Karola Dröge in Münster i. W. am 10.5.1932.
b) mit Martha Schillings in Arnsberg am 21.8.1947 (Ziviltrauung), kirchliche Trauung am 22.8.1947 in der Maria Himmelfahrtskirche in Dyckburg.
5. Karola Beaufays geb. Dröge, geb. am 25.1.1906 in Münster i. Westf., gest. am 1. Juli 1946 in Arnsberg.
6. Martha Beaufays geb. Schillings, geb. am 7.1.1924 in Kettenis b. Eupen (Belgien)
7. Theodor Beaufays, geb. am 12.7.1906 in Werne a. d. Lippe, vermählt mit Anni Bußmann in St. Mauritz am 6.10.1936, gest. in Sudmühle am 10.2.1997.
8. Anni Beaufays geb. Bußmann, geb. am 13. Juli 1916, gest. am 22.9.1959.
9. Dieter Beaufays, geb. am 30.3.1939 in Arnsberg, wohnhaft in Handorf/Münster
10. Peter Beaufays, geb. am 10.8.1942 in Ostbevern, wohnhaft in Handorf/Münster
11. Theodor Beaufays, geb. am 6.4.1945 in St. Mauritz, wohnhaft in Telgte.
12. Franz Beaufays, geb. am 13.7.1907 in Werne a. d. Lippe, gest. als Kriegsopfer in Warschau am 18.3.1944.
13. Rolf Beaufays, geb. am 1.10. 1934 in Bergheim a. d. Erft.
14. Rudolf Beaufays, geb. am 15.3.1909 in Werne a. d. Lippe. Vermählt mit Marialuise Neukirch in München am 20.3.1940, gest. 1988
15. Marieluise Beaufays geb. Neukirch, geb. am 25. 3.1916, gest. 1952.
16. Christa Beaufays, geb. am 19. Juli 1941 in München, wohnhaft dasselbst.

17. Rudolf Beaufays, geb. am 14. Juni 1944 in Paderborn, wohnhaft in Hamburg.
18. Leo Beaufays, geb. am 31.3.1909 in Werne a. d. Lippe, vermählt mit Malli Dasch in St. Mauritiz am 22. Mai 1942, gest. am 29.4.1984 in Telgte.
19. Malli Beaufays geb. Dasch, geb. am 5. Mai 1917 in Münster i. W., gest. 14.11.2001.
20. Ursula Schlüter geb. Beaufays, geb. am 16.4.1943 in Münster i. W., wohnhaft in Münster.
21. Klaus Beaufays, geb. am 2. Mai 1944 in Münster i. W., wohnhaft in Osnabrück. Dessen Tochter Sandra, geb. am 18.4.1970, verheiratete Stieber, ist Medizinerin an der Uni in Hamburg und hat ihren Namen beibehalten. Sie hat ein Töchterchen mit Namen Hanne-Lotta, geb. 21.08.2001.
22. Annelise Beaufays, geb. am 14.2.1920 in Berghheim a. d. Erft, gest. in Münster am 28.9.1990.

Vorstehende Daten vervollständigen die schon veröffentlichten Notizen zur Familie Beaufays und zeigen die weite Streuung derselben. Im Rahmen dieser Aufzeichnungen konnten nur wenige interessante Details wiedergegeben werden.

Der Euro

von Jakob Langohr (†)

E Europa dönt ver os neks mie,
wenn ver now der Euro krijje.
Ech krääch ääl waal eng op die Kess,
de Bank saat: "Dämm kritt der neet ömmesöss."

Ech saat: „Ech hann jeng Jölde, Mark än Frange,
now lott der mech waal janz vies hange!
Ech daat, ech krääch en Tüt met Sching
Än en klenger noch met klingeling."

Die Bank vrodde: "Wue hat der da de Busche?
Die dönt ver ösch da öm hej tusche."
Now stong ech do, hauw lääsch de Mowwe,
Allelula, mä op Jott vertrowwe.

Donn ech die Schingchere mech bekicke,
Pötze, Brögge, Kerke, janz antike,
met Symbole vöör et Lääve
hann ömmesöss bis hüj noch jenge krääje.

Än die Värve, fein än nöj,
wenn ech er do e paar va höj!
Van die lila wöll ech er jär jät ha,
weil do sönt de metste Nulle dra.

Än die Mönze, klingelingeling,
nee wat sönt die Plättchere schön!
Wenn ver now e Ferie vaare,
können ver de Tuschjebüüre spare.

No a-je Meer än no-jen Berje,
 et selbe Jeld än jenge Ärjer.
 Lenks a-jen Sij de Mandeliin,
 Räets e-jen Hand de Wanderküll
 Än öm e-ne Hoos der Eurobüll.
 Alles vör de hoove Priis,
 Prummevlaam än Herverkies.

Än wenn me now e Länder jeet,
 wue enge der andere neet versteet,
 dat wor esö schwuer, me wor an et pappele,
 now deet me met der Eurobüll mä rappele.

Me lustert stell än es ganz vrue,
 huet me örjens Klöckskere jue;
 mä rösch, ech jlööf et es neet schwuer,
 ver hannt die Euroklöckskere vlott e-je Uur.

Sö ming ech met dat Jeld die Wende,
 Dat hat och e ganz vlott Ende.
 Da vroore ver spieder: „Wie wor dat,
 wie ver dat ander Jeld jehat?“

Vresch jewaat än oone Bange,
 et es noch ömmer, ömmer jot jejange!

Marmorwerk Hergentrath
 Paul Ruyters & Co.

Hergentrath, den 1. März 1920

Königsplatz 10, 42
 Hergentrath
 Marmorwerk Hergentrath
 Paul Ruyters & Co.
 Hergentrath, den 1. März 1920

Die besten Ruyters
 in Hergentrath

Brückhof Pirmas 1920

Die Marmorwerke Raeren A. G. / Marbreries d'Hergenrath S. A.

von Henri Beckers

Der 1884 eröffnete Bahnhof Hergenrath führte zu einer regen industriellen Tätigkeit im Bereich der neuen Haltestelle. Nicht alle in diesen Gründerjahren etablierten Unternehmen konnten sich im Zuge des wirtschaftlichen Auf und Ab behaupten. So auch die Eisengießerei Gustav Vogeno & Co., die 1890 Konkurs anmelden musste.

Am 21.1.1899 errichtete die Firma Ruyters Paul & Cie auf dem Gelände der Fa Vogeno eine Steinsägerei, Schleiferei und Poliererei.

Sägereien.

Ruyters, Paul & Cie., Marmor-Sägerei,
Schleiferei u. Poliererei, Brennhag 113g.
Lafchet, Pet. Jos., Holzsägerei, Brennhag
113d.

Im Adressbuch des Jahres 1902 steht die Fa Ruyters unter „Sägereien“ vermerkt.

Die Firma Ruyters bezog ihr Rohmaterial aus Italien. Sie machte während des Ersten Weltkrieges bankrott. Daraufhin erwarb Joseph Ludwig Pirnay das Werk, das er unter dem früheren Namen bis zum Konkurs im Jahre 1923 weiterführte. Pirnay war alleiniger Inhaber des Marmorwerks Hergenrath. Er war auch Besitzer des Gutes Neuhaus, wo er „seit einigen Jahren“ (Brief vom 3. März 1920 an den Bürgermeister von Walhorn) mit seiner Familie seinen Wohnsitz genommen hatte.

Marmorwerk Hergenrath

Paul Ruyters & Co.

Fernsprecher Nr. 43.

Telegramme:
Marmorwerk Hergenrath.

Giro-Konto:
Dresdner Bank
Zweigstelle Essen.

Postfachkonto Köln 76926

Hergenrath, den 1. Februar 1920
Kreuz Essen.

Antwort auf Ihr Verlangen vom
Bezug auf unser Schreiben vom

An den Herrn Bürgermeister
in Walhorn.

Briefkopf Pirnay 1920

Pirnay war der Sohn eines geborenen Eupeners und sagt von sich selber er habe „obige Industrie (das Marmorwerk) wieder aufgerichtet“ und er werde dieselbe „noch bedeutend vergrößern“. Auch betrachte er sich als ein „nützliches und arbeitsames Mitglied des Kreises Eupen“.

Die Umstände des Konkurses von Pirnay im Jahre 1923 sind nicht bekannt.

Das Hergenrather Werk wurde nun von der Firma Sclessin (Sprimont) übernommen, die auch einen Betrieb in Raeren besaß. Die Firma wurde am 16.11.1923 unter dem Namen „Marbreries d'Hergenrath S. A., Hergenrath“ ins Handelsregister eingetragen.

Alphonse Beyens erhielt 1180 Aktien und 1250 „parts de fondateur“ (Gründeranteile), Emile Burguet 20 Aktien und 200 „parts de fondateur“. Ende der 20er Jahre (1928?) siedelte der ganze Betrieb von Hergenrath nach Raeren über, wo man besser ausgestattet war.

Die Gesellschaft wurde am 18.3.1941 dem deutschen Aktienrecht angepasst.

Als Zweck wird angegeben „der Betrieb von Stein-, Marmorwerken und Steinbrüchen, sowie der Handel mit Bergwerkserzeugnissen“.

Noch heute existiert der Betrieb, verarbeitet allerdings nur noch importiertes Steinmaterial.

Kapital 1923: 850.000 bfr in 1700 Aktien zu 500 bfr

1941: 140.000 RM in 140 Aktien zu 1000 RM

Quellennachweis: Jürgen Baral, Oberforstbach

MARBRERIES D'HERGENRATH



SOCIÉTÉ ANONYME



Constituée le 16 Novembre 1923 passé devant Maître LÉON XHAFLAIRE, Notaire à Eupen, le 16 Novembre 1923, publié aux annexes du *Moniteur Belge* du 10/11 Décembre 1923, sous le N° 12427.

Siège social : HERGENRATH

CAPITAL SOCIAL : 850,000 FRANCS

représentés par 1700 actions de capital de 500 francs chacune
et par 1700 parts de fondateur sans désignation de valeur

Action de Capital de 500 Francs

AU PORTEUR

ENTIÈREMENT LIBÉRÉE

N° 0168

HERGENRATH, le 16 Novembre 1923.

UN ADMINISTRATEUR.

UN ADMINISTRATEUR.

Aktie des Marmorwerks Hergenrath
(16.11.1923; Original: roter Druck auf gelbem Grund)

POW in Amerika

von Alfred Bertha

Das Ende des Zweiten Weltkrieges bedeutete für viele Wehrmachtssoldaten den Marsch in die Gefangenschaft der Alliierten. In Russland war dies meist gleichbedeutend mit jahrelangem Warten auf die Freilassung. Den strengen Haftbedingungen des Lagerlebens (meist in Sibirien) waren zudem viele Gefangene nicht mehr gewachsen. Sie starben in Russland und sind bis heute verschollen.

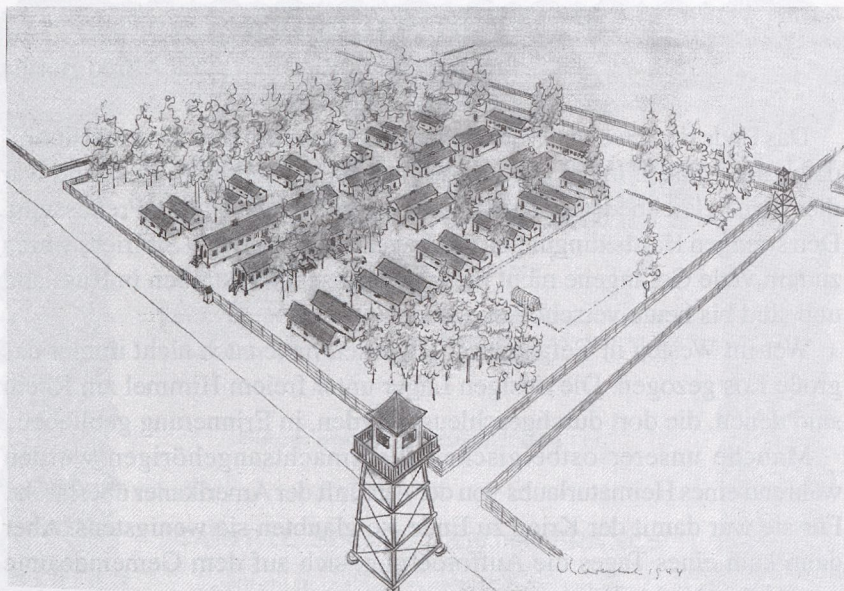
Wer im Westen in Gefangenschaft geriet, hatte auch nicht immer das große Los gezogen. Die riesigen Lager unter freiem Himmel am Rhein sind denen, die dort durchgeschleust wurden, in Erinnerung geblieben.

Manche unserer ostbelgischen Wehrmachtsangehörigen wurden während eines Heimaturlaubs von der Ankunft der Amerikaner überrascht. Für sie war damit der Krieg zu Ende, so glaubten sie wenigstens. Aber dann kam eines Tages die Aufforderung, sich auf dem Gemeindeamte zu melden. Nichts Böses ahnend, wurden sie dort gefangen genommen und anschließend nach England verfrachtet, wo sich viele Ostbelgier im Lager Cnudsford wiederfanden. Die Behandlung durch die englischen Wachsoldaten sei sehr human gewesen, sagt man.

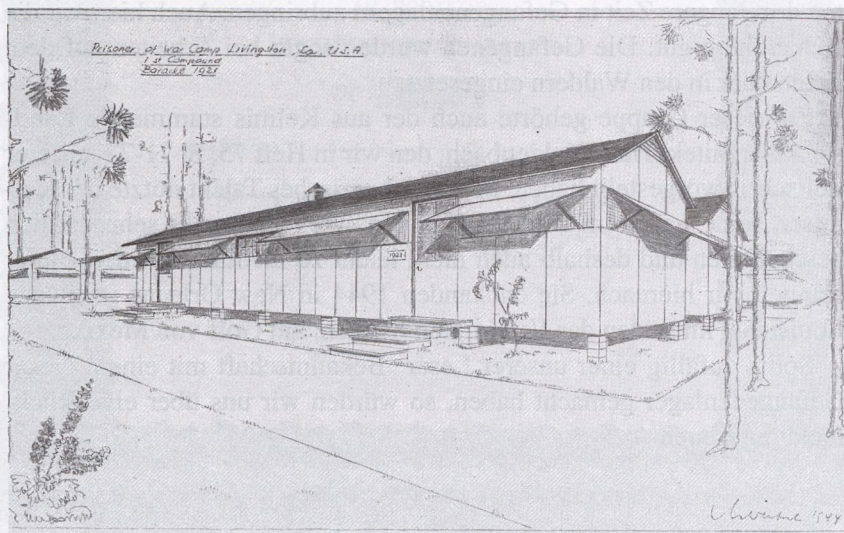
Andere an der Westfront Gefangene kamen nach Amerika und mussten dort längere Zeit in Gefangenenlagern zubringen. Auch hier war die Behandlung gut. Die Gefangenen wurden sogar bei Arbeiten auf dem Felde oder in den Wäldern eingesetzt.

Zu dieser Gruppe gehörte auch der aus Kelmis stammende Landschaftsarchitekt Hans Kaldenbach, den wir in Heft 75, S. 71-77 unserer Zeitschrift vorgestellt haben. Sein zeichnerisches Talent nutzte der Kelmiser, seine Lager im Bild festzuhalten. Vier dieser nur sehr spärlich beschrifteten und deshalb auch nicht leicht zu identifizierenden Bilder bringen wir hiernach. Sie entstanden 1944 in New Orleans im Staate Louisiana, im Süden der Vereinigten Staaten, am Golf von Mexiko.

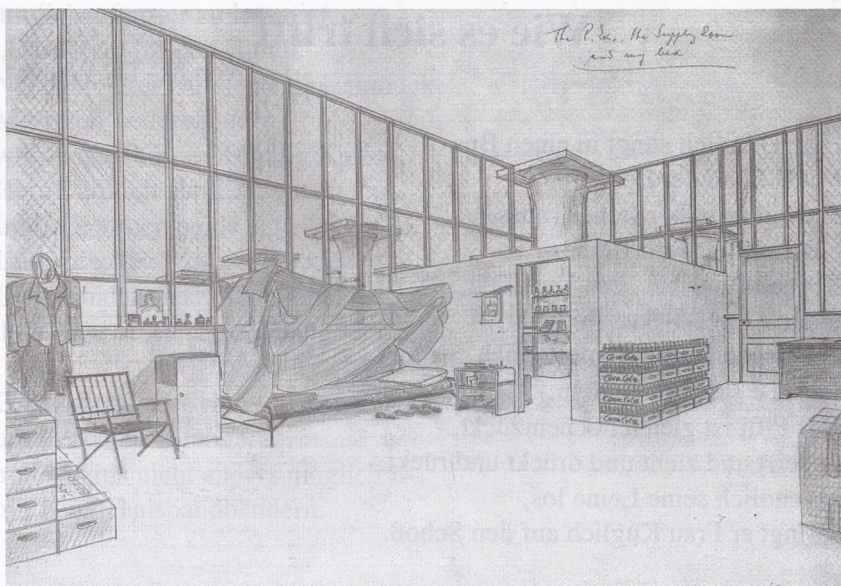
Sollte zufällig einer unserer Leser Bekanntschaft mit einem dieser Gefangenenlager gemacht haben, so würden wir uns über eine Rückmeldung freuen.



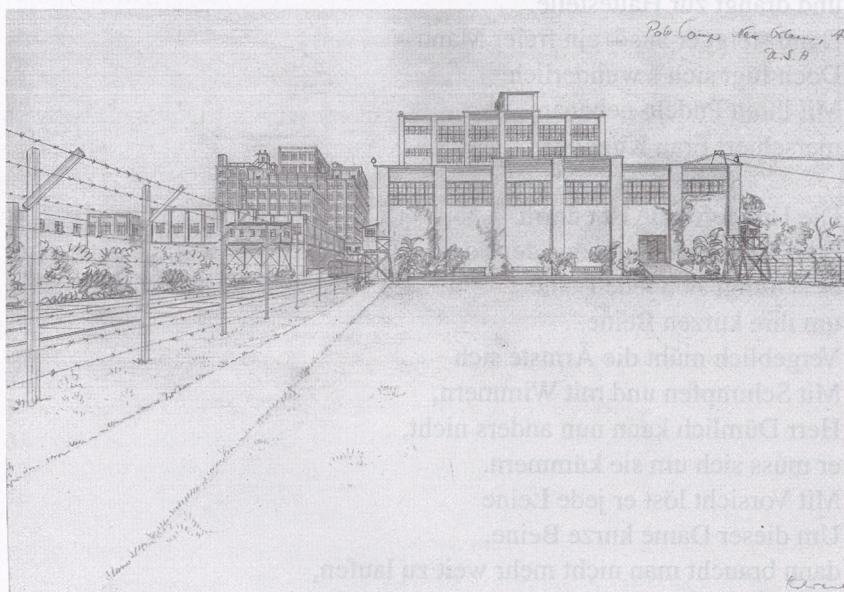
Gesamtansicht des Prisoner of War-Camps (Kriegsgefangenenlager), das die Bezeichnung „Livingston», 1st Compound (= erste Abt.) trägt. Wären nicht die Wachtürme, so könnte man die Anlage für eine Arbeitersiedlung halten... Für sportliche Ertüchtigung ist vorgesorgt. Weitere 5 solcher Barackenlager sind angedeutet.



Die Einzelbaracke des Camp Livingston im Staate Louisiana, am Golf von Mexiko, mit der Nr. 1921. Die Baracke hat neben den Fenstern mit Maschen- draht und Klappläden versehene Belüftungsöffnungen.



Es lässt sich nicht sagen, ob dieser Vorratsraum (supply room) zur Baracke 1921 gehört. In der Mitte das Bett des Gefangenen H. Kaldenbach (mit Mückennetz?)



Das Prisoner of War Camp in New Orleans gleicht einer großen Fabrikanlage und ist offensichtlich in einem Industrieviertel angesiedelt.
Die hohen Stacheldrahtzäune wirken wenig einladend...

Wie es sich trifft

von M.-Th. Weinert

Herr Dümlich steigt in einen Bus
 Mit Fiffi an der Leine,
 dieweil er selber stehen muss,
 beschnüffelt Fiffi Beine.
 Schnell ist er bei Frau Kugelig,
 die mit zwei dicken Pudeln
 beansprucht eine Bank für sich
 (als äße sie gern Nudeln.)
 Der Fiffi ist gleich hochentzückt,
 er zerrt und zieht und drückt und rückt,
 als endlich seine Leine los,
 springt er Frau Kugelig auf den Schoß.

Herr Dümlich liebt die Frauen nicht
 – ein stiller Junggeselle –
 verlegen schnappt er seinen Hund
 und drängt zur Haltestelle.
 Dann steigt er aus – ein freier Mann –
 Doch fügt sich's wunderbarlich:
 Mit ihren Pudeln nebenan
 marschiert Frau Kugelig!

Die Hundefreude ist enorm,
 Frau Kugelig kommt aus der Form,
 es schlingt sich jede Leine
 um ihre kurzen Beine...
 Vergeblich müht die Ärmste sich
 Mit Schimpfen und mit Wimmern,
 Herr Dümlich kann nun anders nicht,
 er muss sich um sie kümmern.
 Mit Vorsicht löst er jede Leine
 Um dieser Dame kurze Beine,
 dann braucht man nicht mehr weit zu laufen,
 um Hundehalsbänder zu kaufen.
 Man sieht bereits das große Haus,
 allwo in Lettern bunt

am Schaufenster zu lesen ist:

„Das Beste für den Hund!“

Nachdem drei Hunde neu geschmückt

Mit roten Lederbändern,

wünscht sich Frau Kugelig Kaffee,

Herr Dümlich kann's nicht ändern.

Im Café atmen beide auf

Und sprechen nur von Hunden

Und wundern sich schon bald darauf,

dass Herz zu Herz gefunden.

Oft braucht das Schicksal eine List,

um Leben zu verändern...

und wenn's nicht anders möglich ist,

mit Hundehalsbandbändern.

Ein Ausflug des Aachener Geschichtsvereins nach Montzen

von (†) Walter Meven

Der Führererlass vom 18.5.1940 hatte in knappen Worten nur bestimmt, dass „die durch das Versailler Diktat vom Reich abgetrennten Gebiete von Eupen, Malmedy und Moresnet“ wieder Bestandteil des Reiches seien⁽¹⁾.

Ein weiterer Führererlass vom 23. Mai 1940 präziserte, dazu gehörten die ehemals preußischen Landkreise von Eupen und Malmedy einschließlich Neutral-Moresnet sowie „die angrenzenden in Verfolg des Versailler Diktates im Wege der Grenzfestsetzung an Belgien gefallen Gebieteile“.

Gemeint waren Teile der Kreise Aachen-Land, Monschau und Prüm.

Das altbelgische Gebiet von Montzen bis Sippenaeken wurde in keinem der beiden Erlasse erwähnt.

Es wurde erst bei der Grenzfestsetzung am 29. Mai 1940 dem Reichsgebiet angegliedert, allerdings durch einen geheimen Runderlass des Innenministers. Die damals von den verschiedenen Stellen in Umlauf gebrachten Karten sehen sehr widersprüchlich aus!

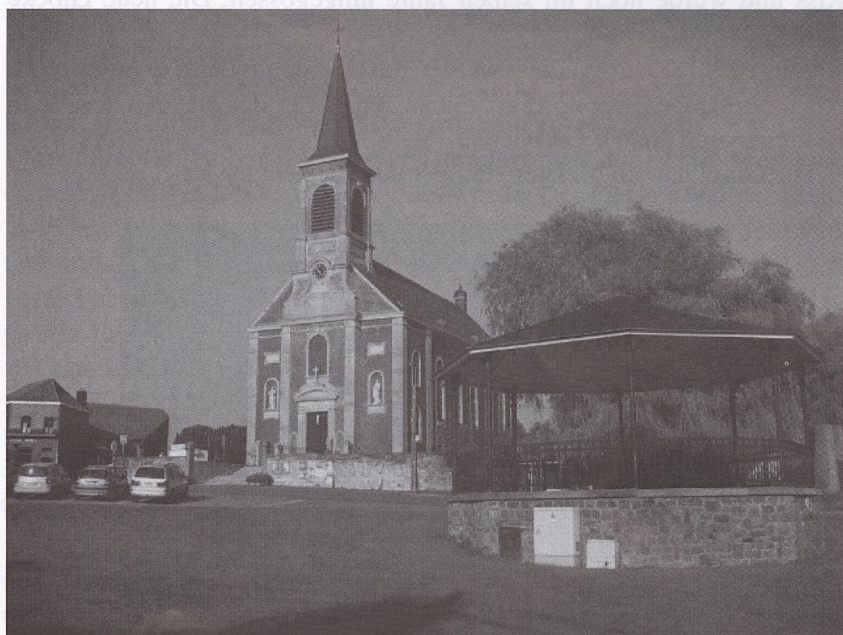
Für den Aachener Geschichtsverein, der regelmäßig zu kunsthistorischen Exkursionen einlud, tat sich mit der Grenzverschiebung ein lange Zeit nicht zugänglich gewesenes Betätigungsfeld auf.

Dombaumeister Professor Josef Buchkremer (1901-1949), Archivdirektor Dr. Albert Huyskens, Dipl. Ing. Hans Königs (1903-1988), Sonderschullehrer August Schumacher und andere nutzten die Gelegenheit zu regelmäßigen Ausflügen ins nahe Grenzland. Eine dieser Exkursionen führte die Teilnehmer am 2.10.1940 nach Montzen, wo Professor Buchkremer die baulichen Besonderheiten der Pfarrkirche erläuterte, während Dr. Huyskens den geschichtlichen Hintergrund darlegte.

Dabei ging der Archivdirektor bis auf das Jahr 1075 zurück, als Erzbischof Anno II. von Köln bei der Dotierung der Kölner Stiftskirche Mariae ad gradus (Mariengraden) u. a. „predia“ (Güter) in Munzhic (Montzen) im Aachengau verwendete.

⁽¹⁾ Erlass des Führers und Reichskanzlers über die Wiedervereinigung der Gebiete von Eupen, Malmedy und Moresnet mit dem Deutschen Reich, vom 18. Mai 1940.

1225 tritt Herzog Walram III. von Limburg zu Gunsten des Aache-
ner Marienstiftes von seinen Ansprüchen auf das Patronat in Montzen
zurück. Als Inhaber des großen Zehnten hatten Dechant und Kapitel
des Marienstifts gegenüber der Montzener Pfarrkirche gewisse Ver-
pflichtungen, die auf Antrag der „Vormünder“ der Kirche am 15. April
1342 von der Dekanatsversammlung in Maastricht festgestellt wurden.
Die Verpflichtungen werden eingehend erörtert mit Einzelheiten über
die Kirchenanlage. Im besonderen waren Dechant und Kapitel für den
baulichen Zustand von Chor und Langhaus der Kirche zuständig; auch
hatten sie die Zehntglocke zu unterhalten.



Die Pfarrkirche von Montzen

Das Register des Landdekanates Maastricht verzeichnet unter „Monthyns“ (Montzen) einen Sakramentsaltar und einen Marienaltar.

Bis 1789 bleibt Montzen im Landdekanat Maastricht und kommt dann zum neu errichteten Landdekanat Herve.

1691 begann der Montzener Pfarrer Johannes Birven mit der Anlage eines Tagebuches, das volle 80 Jahre weitergeführt wurde. Daraus erfährt man:

1664 ist die Kapitelsglocke gebrochen. Im folgenden Jahre wird sie durch den Lütticher Glockengießer Grogmat neu gegossen, hatte jedoch, weil zu klein und zu dick gegossen, keinen Klang.

Sie wog 1206 Pfund.

Daraufhin ließ man diese Kapitelsglocke beim Glockengießer Christoffel von Trier in Aachen neu gießen, aber die Ohren (gemeint sind wohl die Henkel der Glockenkrone) waren aus Blei, die an sich schöne Glocke musste erneut eingeschmolzen werden. Wieder entsprach das Werk nicht den Erwartungen. Die Glocke hatte nämlich ein Loch und wurde schon 1684 neu gegossen. Diesmal war der Klang schlecht!

Am 21. Oktober 1709 bekam diese Glocke beim Mittagsläuten einen Riss und wurde noch im selben Jahre umgegossen. Die neue Glocke wog 1528 Pfund.

Mitte des 18. Jahrhunderts werden die Gräber aus der Kirche entfernt.

Im September 1792 bringt Johann Ignaz van der Heyden aus Wien Reliquien und andere Geschenke.

Die Orgel hat ein Meister Heiliger aus Aachen gebaut.



Chorraum der Montzener Pfarrkirche (Aufn. 1940)

Zusätzlich zu den Notizen aus dem Tagebuch des Johannes Birven liefern die Kapitelsprotokolle des Aachener Marienstiftes einige Details zur Kirche bzw. Pfarrgeschichte von Montzen. Im November 1578 „gibt der Pastor von „Münzen“ das Pfarramt in die Hände des Kapitels zurück. Am 16.7.1599 verzichtet der Pfarrer auf sein Pfarramt in Montzen „weil er kein genügendes Einkommen hat; das Kapitel nimmt den Rücktritt an.“

Im Oktober 1613 verlangen die Montzener vom Kapitel Messwein, Licht (Öl) und Hostien, was abgeschlagen wird.

Am 17. Juni 1667 lesen wir, nach einem Urteil sei es Sache der Dorfgemeinschaft (communitas), ein Pfarrhaus in Montzen zu errichten.

1697 lässt das Kapitel das Dach des Kirchenschiffes reparieren.

1703 diskutiert das Kapitel über die rückläufigen Zehnteinnahmen in Montzen. Dort werden, so die Notiz, keine Zehnten von den Wiesen bezahlt und viele Äcker werden in Grünland umgewandelt.

Das Protokoll einer Kapitelsversammlung vom Juni 1767 zeigt uns, dass der Zehnt in Montzen verpachtet wurde. Der Pächter war gehalten, „wie von Alters her üblich“, den Gemeindestier zu stellen („intertinere taurum“).

Im Februar 1772 liegt eine Bittschrift des Pastors von Montzen vor. Grund dieser Eingabe ist der Zustand des Pfarrhauses.

Unter dem 6. Mai 1785 lesen wir, der Pastor von Montzen nehme die Anfertigung der Beichtstühle, des Predigtstuhles und der Kommunionbank auf sich.

Zu Architektur und Innenausstattung der Pfarrkirche machte Dombaumeister Buchkremer folgende Notizen:

Die jetzige Kirche wurde 1780 fertig gestellt. War der für das Aachener Marienstift tätige Architekt Moretti, dem wir u. a. die Kirchen von Gemmenich (1775) und Slenaken (1792) verdanken, auch der Erbauer der Stefanus-Kirche von Montzen? Die Frage lässt sich nicht definitiv beantworten. Der Bau hat einige Ähnlichkeit mit Moretti, aber die inneren Gliederungen sind viel schwächer als bei diesem. Moretti baute auch für das Aachener Stift die ungarische Kapelle (1748-1767); in Eupen baute er die Kapuzinerkirche (1773-1776). Der Chor der unweit von Montzen liegenden Pfarrkirche von Homburg ist wohl demselben Baumeister wie Montzen zuzuschreiben.

Die Montzener Pfarrkirche mit einem neueren, 1865 errichteten Turmvorbau ist ein Saalbau mit flacher Holztonne und Pilastern mit ionischen Kapitellen. Keine guten Verhältnisse dieser Architekturformen.

Chor, halb so breit, schließt außen und innen halbkreisförmig ab. Ebenfalls Tonnen mit Halbkuppel und Pilasterteilung. Oberhalb der Fenster Stichkappen.

Die Ausstattung:

Chor und Decke zeigen gute angetragene Stuckarbeiten. An der Chorwand seitlich Embleme und in der Mitte Darstellung des hl. Stefans, dem die Kirche geweiht ist.

Die innere Ausstattung ist sehr einheitlich bis auf die neuen Seitenaltäre und die aus gleicher Zeit stammende neue Mensa des Hochaltars.

Dieser ist ein Tabernakelaltar in ziemlich genauer Nachbildung des Pfarraltars von Dovern, der 1812 von dieser Pfarre von der Annakirche in Aachen erworben war, als diese protestantisch wurde. Dieser Dovern Altar ist ein Werk Couvens (1750).

Im Chor ein Adlerpult, der Adler vergoldetes Holz, der Sockel neu, ein ganz ähnliches findet sich in der Kirche in Homburg. Kanzel, Beichtstühle und der ganze Orgeleinbau mit Orgelprospekt sind gute Arbeiten aus dem Schluss des 18. Jhrh. Die Bänke, ähnlich wie die von Homburg, haben als Wangen Stollen; die nach dem Chor zu stehenden sind etwas mit späten Rokoko-Ornamenten und dazu passenden Türen versehen.

Unter der Orgelempore 6 einfache Barockfiguren, wohl aus der alten Kirche. Die Postamente der die Orgelempore tragenden Säulen sind aus Marmor, ihre Deckleiste hat nach außen hin gut angearbeitete muschelförmige Weihwasserbecken.

Auch die Kommunionbank stammt aus dem Schluss des 18. Jhs. Sie ist schön geschwungen, ihre Felderaufteilung zeigt Balluster abwechselnd mit durchbrochenem Ornament.

Außen ist die Kirche sehr einfach. Auf dem anschließenden Friedhof stehen hinter dem Chor alte Grabkreuze dicht zusammengestellt.

Soweit die Notizen von Prof. Buchkremer, die von einigen Interesse sind, erlaubt uns doch dieser Zustandsbericht aus dem Jahre 1940 einen Vergleich mit der heutigen Situation.

Pirla woll ens vréje jue

va Henri Beckers

Kännt d'r méch néét?
 Wéll vréje, dat Där 't wétt!!
 Éch han es steiv!
 Wétt d'r wuevör?
 Änn és dat néét e klée Malör,
 Éch kriej jénge métt!
 Weét néét wueraa dat litt.

Jo, éch örem verdrüschde Beschütt
 Höj éch doch mär' ens ene Kavalöres a Schip.
 Éch vréjde tertu ezö jäär, dat de Knée wagelde
 Mä 't wélt zéch jénge Räänpit aa méch vergrabele

Éch kann 't néét bejriepe, ander Fluuse va Vrowluj
 könne énge haa a jéder Vénger,
 mä vör méch blitt noch néét ens ene Bahrebénger.
 Éch kann 't néét bejriepe,
 dat och ens jénge Tupples
 weélt bėj méch aabiete.

Bén éch da esue berömpelt Schaniel?
 No méch kikt jo jéng énzeje Minscheziel.

Wänn éch mét de Krolle ijen Vänster lij
 än et koom Mannsluj langs,
 da kike di no jen ander Sij!

Éch waisch méch alle Daach de Knée,
 än koom doch néét an't vréje!
 Éch schminck méch de Backe
 än drien op de Krolle.
 Éch wöhl ens wéete
 wat die Einfallspinsele va Jonge
 éjentlych wolle ?

Now loot éch méch noch de Pocke aazéete
 än och de Schprootele verdrieue
 än vernoodert zéch da jénge,
 dat ze da do blieve !

Ech han at verschiedene jehat en mi Lääve,
 mär jénge, och jénge, és bés now klääve blääve !
 Däm wüer éch te maajer, dr andere te schlank,
 Éch höj noch jät op Laajer, éch wüer vööls 't langk
 D'r andere wüer éch te örem, éch höj te wänech Knööp,
 éch wüer at verrottelt, éch röeck at no de Schöp.

Schwitt-méch-dr-va, Mannslüj, oontröj Fijuure
 Die hant et vuusdéck bater-jen Uuhre
 Béj de méétste, do vengste jée Jlöock,
 et és et Béétste, me hölt séch op'en Stöck.

Et köss énge koome mét enzön Rabauw,
 dä köss och aafhoowe,
 dänn Mannslüj kanns-te néét vertroowe!
 Wéét där wat ene Mannskäel dong saare,
 éch höj en Naas wi' en Jurk än en Mull wie en Bladder
 Wue éch Papa dra zäet, dat wüer néét mi Vadder?
 Du zaat éch, hé Männeke, dat saach éch Déch now
 „Éch han mie Vaddere jehat wie dow!“

Wétt-Där, éch bén jaar néét verlääje
 vör méch noch énge ijene Esséch te lääje.
 Wänn och ene suene Mannskäel während et vréje,
 tröj vör énge néérknéejt,
 jetroowt és noch lang néét jevréjt !

Wänn zéch och énge 't Hämme vör énge utdééht,
 ijen Trow és dat andesch, éch wéét Beschéet !
 Während et Vréje, saare ze duusend mool
 „éch han déch ezue jäär“,
 än in de Trow, do ändert zéch dat wér.

Wänn de Flitterwäcke langs zönt,
 än de Mannslüj hant et Véét vaju Zopp
 da hüere de Fisematäntschere flot op.
 Komme ze vréje, rüücke ze no Parfüm
 än zönt schick,
 Hat me ze dréej Wäcke, rüuke ze no Pick.

Schpölt me, és me jetrowt, néét diräkt de Jrülle,
 da zätt Dä, dow bés ze déch wérrem aan et knülle.
 Wänn di Ööster vréj, da flintsche se énge
 allerhand ömme ne Kopp,
 ijen Trow kriije ze Vätie Daach de Mull néét op!

Et Bétste és, éch bliev alléng,
 da kritt méch wännenstens jénge kléng.

Da hüer éch och jénge knottere än pröttele,
 än brueck néét jéder Wéh-Wéh te töttele.
 Et stött méch jénge va 'n Püss eraaf
 of trékt Nats de Décke méch aaf.
 Et Natsjeschiir bruuk éch da alléng,
 vör twai és dat sue-wie-sue te kléng

Jewéss, ijene Wénkter hant Maan en Vrow,
 wänn da de jruete Kauw,
 vööl wäremmer, wänn se tesaame schloope,
 éch ming, dat wélle vör now esue loote

Now és et Tiit
 Éch loot now noo
 De méétste Mannslüj zönt sue-wie-sue, foo!
 Än schléépt déch énge vut, örjens ijene Äck
 Da héscht 't: „Haste 't jehuuuet, oss Pirla és wäck.!“

Zum besseren Verständnis

Pirla....	Mädchenname (eine Verrückte)
Beschütt	Zwieback
Schip (ha)	einen Freund erobern
tertu, tertans	jedoch
Bahrebénger	Schwätzer
Räänpit	oberflächlicher Mensch
Fluuse	Flittchen
Schaniel	Scharnier, magere Frau
Pocke aazéette	impfen
Pick	Schnaps
Jrülle	Geschirr
Rabauw	dicke Rübe (Nase)
Bladder	Schreierin
Éssech	Essig
Fisematäntschere	Fisimatenten
knülle	pennen, schlafen
Ööster	Aas als Bezeichnung f. Menschen
Schprootele	Sommersprossen
flintsche	vorgaukeln
Wéh-Wéh	Schmerzen haben
töttele	lieblosen, hätscheln
Püss	Bett
Natsgeschiir	Nachttopf

Zu einem Grenzstein

von Alfred Bertha

Im vorletzten des 43 Artikel umfassenden Aachener Grenzvertrages vom 26. Juni 1816, der die Grenzen zwischen Preußen und dem Königreich der Niederlande festlegte, wurde vereinbart, innerhalb von 14 Tagen nach erfolgter Räumung bzw. Gebietstausch mit der Errichtung von Grenzpfählen zu beginnen. Es heißt dort:

„Diese Grenzpfähle sollen von Eichenholz sein, 12 Rheinl. Fuß (= 3,76 m) Länge haben, 8 Fuß über der Erde und 4 Fuß unter der Erde stehen...Sie sollen auf der preußischen Seite schwarz und weiß, und auf der niederländischen Seite orange und weiß gestrichen werden. Sie werden mit Nummern versehen... Es sollen so viele Grenzpfähle gesetzt werden, als die Commissarien für nötig erachten...“

Da, wo ein Fluss oder eine Straße die Grenze bildete, sollten jedesmal zwei Pfähle gesetzt werden, der eine auf preußischem, der andere auf niederländischem Gebiet. Diese beiden Pfähle sollen jedoch nur mit einer einzigen Nummer versehen werden und bloß mit der für das betreffende Gebiet angenommenen Farbe gestrichen werden.

Der Ausgangspunkt der Grenze war bei Schengen an der Mosel (Luxemburg), wo der Pfahl Nr. 1 zu stehen kam. Der letzte Pfahl mit der Nr. 359 stand in den Niederlanden bei Mook an der Maas.

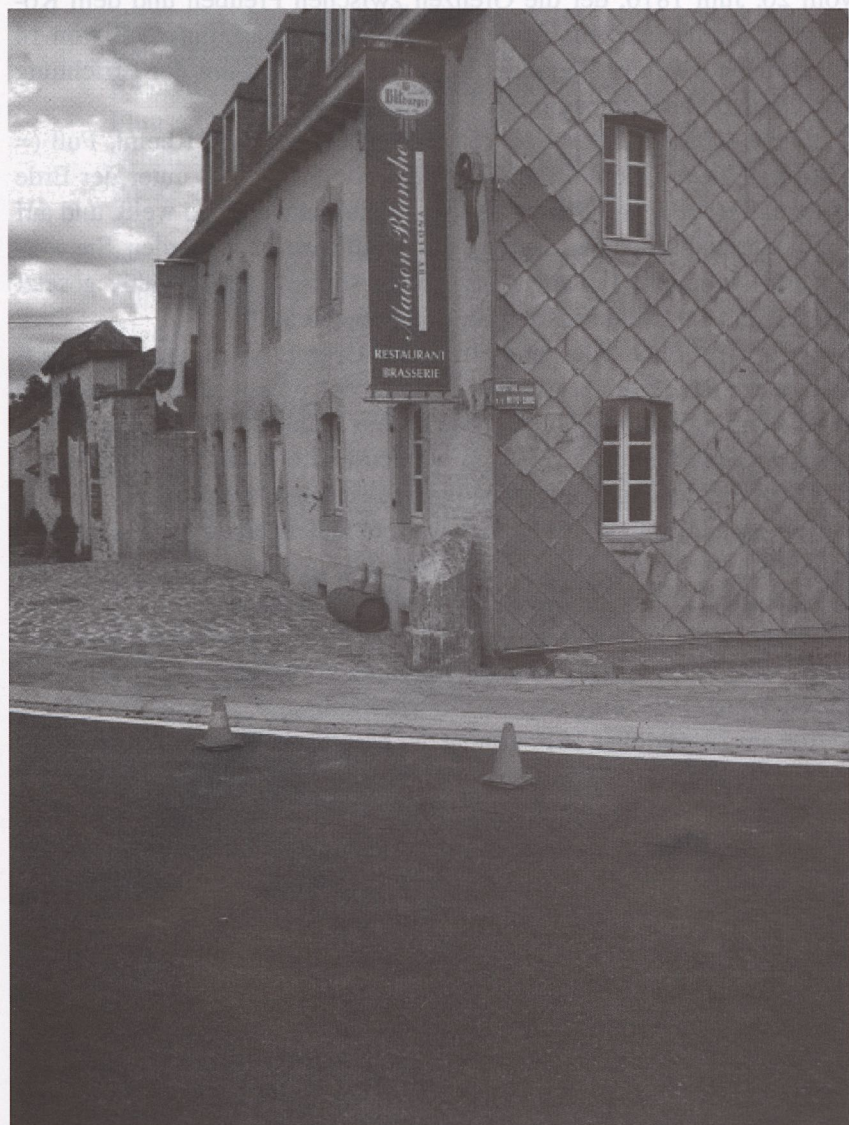
Die geplante Abpfählung geschah jedoch erst mit einiger Verzögerung, denn die Unternehmer lagen mit ihren Forderungen über den Kostenschätzungen der eingesetzten Grenzkommissare.

Erst am 22. Oktober 1817 konnte der preußische Regierungskommissar von Bernuth der Regierung berichten, die Abpfählung zwischen den beiden Staaten sei abgeschlossen.

Im Regierungsbezirk Aachen zählte man 442 Pfähle. 1839 – inzwischen hatte Belgien die Nachfolge der Niederlande angetreten – begann man damit, mittlerweile abhanden gekommene Pfähle durch Steine zu ersetzen. Bis 1856 war im Kreis Eupen die gesamte nun belgisch-preussische Grenze durch Steine markiert.

Einige davon waren wie vorgesehen in doppelter Ausfertigung gesetzt worden. So der Stein Nr. 186 auf Gemehret, an der heutigen Spielhalle, wo die Grenze auf die Neutralstraße Eupen-Weißes Haus stieß. Auch der nächste markante Punkt, am Weißen Haus, wo die Neutralstraße in die Aachen-Lütticher Chaussee mündet, musste mit zwei Pfählen bzw. Steinen markiert werden. Sie bekamen die Nummer 187. Der eine stand

an der Hausecke des alten Zollhauses, der andere gegenüber auf der rechten Seite der Straße Aachen-Lüttich. Der Stein Nr. 186 blieb auf belgischer Seite bis heute erhalten. Das preußische Pendant ging 1963-64 bei Straßenarbeiten verloren!



Das Weiße Haus mit dem Stumpf des Steines Nr. 187

Der nächste Stein, die Nr. 187, an der Ecke des „Weißen Hauses“, wurde (wahrscheinlich bei Straßenarbeiten oder durch ein Fahrzeug, vielleicht sogar durch ein amerikanisches Militärfahrzeug - einen Panzer? - gegen Ende des Zweiten Weltkrieges) stark beschädigt, so dass die obere Hälfte mit der Nummer abbrach und seitdem als verschollen galt.



**Das wiedergefundene Bruchstück der Säule Nr. 187 des «preußischen» Steines
im Fuhrpark der Gemeinde in Herbesthal**

Groß war nun die Überraschung, als unlängst (am 8.4. d. J.) bei den am Weißen Haus durchgeführten Arbeiten zur Anlage eines Kreisverkehrs das genannte Teil im Straßengraben wiederentdeckt wurde. Nachdem der Fund dem zuständigen Lontzener Schöffen signalisiert worden war, ließ die Gemeinde durch ihre Arbeiter das Bruchstück sicherstellen und vorläufig im Bauhof in Herbesthal deponieren. Inzwischen sind die für die Reparatur notwendigen Angebote dreier Steinmetzunternehmen eingegangen. So können in absehbarer Zeit die beiden Teilstücke wieder zusammengefügt werden.

Das niederländisch-belgische Pendant mit der Nr. 187 hatte bisher auf seinem angestammten Platz gestanden. Nun aber, im Zuge der schon erwähnten Straßenbauarbeiten, ist jemand auf die Idee gekommen, den

alten Grenzstein in der Mitte des angelegten Kreises als Bekrönung auf die angebrachte Aufschüttung zu setzen. Da es sich um ein steinernes Zeugnis von geschichtlichem Interesse handelt, ist solches Vorgehen absolut unzulässig! Hoffen wir, dass die Gemeinde Welkenraedt die nötigen Schritte unternimmt, den „Fehltritt“ einer Straßenbaubehörde wieder rückgängig zu machen!



Der Kreisverkehr mit dem «niederländisch-belgischen» Stein Nr. 187

WÖET MÉT «G-H»

va Henri Beckers, Kelemes

Vorbemerkung :

Die in Nr. 81 (Febr. 2008) begonnene Reihe mit seltenen Begriffen in **Kelmeser Platt** möchten wir nachstehend mit den Anfangsbuchstaben G-H fortführen.

Giid	aus dem franz. Reiseführer, Museumsführer
glöö,glöj	gühend, di Biren és glöj
graje	lange Schritte machen, över-en Sténg graje
grälech	umfangreich, sehr groß
	e-ne gräléje Hoop Höj
grésele	dickflüssig, körnig werden
	vööl Grésele ijene Brééj
Gréselsküüt	Rogen im Fisch
	vöör äete och de Gréselsküüte va dr Héreng.
Griiläächer	ein Grinser, der aber eigentlich höhnisch
	lacht, do domme Griiläächer !
Griiniiser	Tränensuse, Nörgler
	bés röhech dow Griiniiser
Grobejaan	Grobian, ein rauher Geselle
Gromet	Grummet, Viehfutter
	vöör dr Wénkter maake de Buhre Gromet
Grönvénk	Vogel, Grünling, Grünfink
	och décke Grööne jenannt
grötsch	alter Begriff für hochnäsig
Grofelsnaarel	Gewürznelke
Gruetschtool	Möbel, sehr altes Wort für Sessel
Grülle	Essgeschirr, de Grülle spööle
Guvärnemänt	v. franz. Regierung
Haar(g)edriihter	Heckenscheißer, abwertig für Zöllner
Haar(g)evühr	Heckenfeuer, Vertilgung des Heckenschnitts
	et Haar(g)evühr schwamde dörch en Jäjend
häälewäch	ungefähr, fast, häälewäch ene Kilo
Haam	Joch zum Eimer tragen, Kummet fürs Pferd
Haan(r)epénkel	Hagebutte, rote Frucht des Weißdorns
	Schimpfwort.: Willenloser

Haarboll	alter Begriff für Dengelamboss op-ne Haarboll woed de Sâns jeschleiepe
haija	haija maake, schlafen gehen de Kléngste jönt no-jen Haija
Hajel	hinkende Frau, örem auw Hajel
Hajntselmännchere	Heinzelmännchen, kleine Fantasie- Wesen verrichteten die Arbeit für den Menschen
hakelepak	huckepack, Kénger hakelepak draare
Häckseschot	Hexenschuss, Rückenleiden
Hälep	Hosenträger, Rückenriemen
Halkoti	jemand der sein Versprechen nicht hält Dä Halkoti hau méch jehatt
Hansmuw	Begleiter des hl. Nikolaus, Hans Muff
haspele	durcheinander reden Dä haspelt séch jätt derva
Haverbüll	Hafersack, e Päet vrétt utt-ne Haverbüll
Häss	Kniekehle
héésch	altes Wort für heiser sein, graam siie
Hékepék	Schluckauf, Hékepék, éch don et néét mie
Höchsel	Bordwand auf dem Heuwagen
Hoddelekriemer	Lumpensammler, Unfähiger
Hölleböhl	Ungeschickter
Höllewöhl	Tölpel
Höjschtel	Heuboden, Heustall oder Dummkopf Dat és- ne réchtéje Höjschtel
Hömpetömp	ungeschickter Mensch stáll déch néét aa wi ene Hömpetömp
Hondervääl	Gänsehaut Dä hauw méch verschrékt dat éch Hondervääl hauw
hönentwääje	ihretwegen
Hontsfott	feiger Zeitgenosse
Hokemaan	Kinderschreck paas-op, dr Hokemaan és ajene Pötz (Pötz = Brunnen)
Hongerlier	Schimpfwort: geiziger Mensch
Hoobwa	Musikinstrument, alt für Oboe
Hookesspookes	hookesspookes Piraates, scherzhafte Zauberformel

Höjbärem	Schimpfwort: Tollpatsch
höönesch	verächtlich
	Dä belaachde méch höönesch
Hööt	Kopf, Haupt, Hüte
	dat kriij éch néet onder en Hööt
Hornoks	Dummkopf, Hornochse
	Dow bés ne Hornoks
Hootvolée	franz. haute volée, vornehme Gesellschaft
	Dat hat séch aajeströpt wi de Hootvolée (aajeströpt = angezogen)
Hovaad	Einbildung, Eitelkeit
	dat Vroomesch és hooväedech
Hovjehange	unordentlicher
	Dow löps eröm wi-e-ne Hovjehangene
Hüssi	franz. huissier, Gerichtsvollzieher
	di hauwe alles verkoad kräje va der Hüssi
huuesch-kom-eraaf	sich etwas einbilden
	Dat és énge va huuesch-kom-eraaf
Humbuug	Schwindel, Unfug, Humbug
Hunnes	starrköpfiger Mensch
	Wat-ne Hunnes
Huréét	Hornisse (Insekt)
husch	schnell, zum Antreiben
	husch now- ne Staal erä
Huskluk	Stubenhocker
	wänn vör danze jönt, blitt di Huskluk héém
Husmannszaake	davon verstehst Du nichts
	dat zönt Husmannszaake
Husschwälber	Mehl- oder Hausschwalbe
Huts	Stoß oder Schaden
	Dat Schaav hat ene Huts
Hüübaij	Schaukelpferd
	Dr Klénge hauw ene Hüübaij
Hüüv	Murmel oder Knicker
	Koom vör schpääle mét de Hüüve
Huvejupp	Blödhammel, auf den kein Verlass ist
	Bés‘ne réchtéje Huvejupp

Auf dem Büchertisch

Als Albert Creutz im Jahre 2000 seine erste Veröffentlichung zu Gedenksteinen und Wegekreuzen im Grenzraum des Göhltales vorlegte, kamen viele Leser ins Staunen, enthielt doch das Verzeichnis der vorgestellten kleinen Denkmäler nicht weniger als 88 Objekte, die der Autor vorwiegend im Raum der ehemaligen Bank Walhorn registrieren konnte.

Eine zweite Veröffentlichung zum gleichen Thema erschien im Jahre 2005. Sie führte den Autor (und den Leser) von Aachen-Sief über Walheim, Raeren, Eynatten und Hauset bis Hergenrath und stellte in Bild und Text 153 Gedenksteine, Wegekreuze, Bildstöcke und ähnliche Denkmäler vor.

In diesem nun vorliegenden dritten Band wird vorwiegend das Gebiet von Lontzen, Herbesthal und Walhorn abgedeckt. Kettenis, Eupen, Baalen, Welkenraedt und Montzen werden gestreift. Die Vorgehensweise des Autors bleibt die gleiche. Es geht nicht um eine Typisierung der kleinen Bodendenkmäler anhand stilistischer oder sprachlicher Merkmale, sondern um eine Einordnung derselben in die allgemeine und in die Familiengeschichte.

Dazu finden wir die notwendigen und detailreichen genealogischen Hintergrundinformationen, die das Buch für Familienforscher zu einer unumgänglichen Quelle machen.

In fast allen Fällen betritt Albert Creutz Neuland. So auch bei der Auflistung der durch V I-Einschläge sowie Sprengbomben und Granatsplitter gegen Ende des Krieges zu beklagenden Zivilopfer. Seine Fleißarbeit erforderte viel Einsatz, hat sich jedoch gelohnt. Mit diesem Buch hat der Autor allen Heimatfreunden einen weiteren lesenswerten Beitrag zu einer Kultur der Erinnerung in die Hand gegeben. Aus diesem verlässlichen Informationsschatz wird man in Zukunft schöpfen können und wir wünschen dem Buch, dass es den Weg in viele Heimatbibliotheken finden möge.

....

Albert Creutz, Gedenksteine und Wegekreuze in Lontzen-Herbesthal-Walhorn, 465 S., Helios-Verlag, Aachen, 2010, ist erhältlich in allen Buchhandlungen sowie bei der Göhlthalvereinigung (Maxstraße 10, Neu-Moresnet) zum Preise von 30 €.

Max und Finchen

von M.-Th. Weinert

Max und Finchen, zwei Kaninchen,
leben bei dem Bauern Kall
in dem gleichen, dunklen Stall.
Gerne wären sie beinand',
doch sie trennt die Bretterwand...

Max hat Finchen nie geschaut,
doch hält er sie für seine Braut.
Deshalb kratzt er mit den Pfoten
oder trommelt auf die Wand,
was der Bauer ihm verboten,
weil er so was nicht verstand.

Er kann keine Weiber leiden,
daher füttert er die beiden
Max und Finchen, die Kaninchen,
nur weil er ihr Fleisch gern isst,
und im Garten braucht er Mist,

Bauer Kall, der Egoist.

Chronik einer Familiengruppe in Hergenrath

von Helga Wisniewski

Das Vereinswesen macht seit längerem eine rückläufige Bewegung durch. Sogar traditionsreiche Vereine klagen über fehlenden Nachwuchs. Die in vielen Bereichen feststellbare Bindungsangst, die einem langfristigen Engagement entgegen steht, wirkt sich auch in den meisten Vereinen negativ aus.

Andererseits gibt es jedoch auch neue Formen des geselligen Zusammenfindens, die ohne Satzungen festen Bestand haben können.

Eine solche Gruppierung besteht in Hergenrath seit nunmehr 25 Jahren. Sie entstand 1985 auf Anregung des damaligen Hergenrather Pfarrers Ferdi Hecker, der bei der Vorbereitung auf die Erstkommunion die Kommunionbegleiterinnen (die Mütter der Kinder) zusammenführte und dadurch ein Netz von Freundschaften aufbaute, das seitdem im Dorfleben festen Bestand hat.

Aus der Kommunionbegleitgruppe wurde eine Wander- und Reisegruppe mit regelmäßigen Aktivitäten für die Familien, wobei sich in der Chronik der 25 Jahre Nah- und Fernziele von der Eifel bis nach Südtirol ablösen und ein buntes Kaleidoskop europäischer Kulturzentren darbieten. Das Elsass und die Champagne, Norddeutschland und Berlin, Südtirol und Hessen: es waren immer Fahrten, die alle Sinne ansprachen!

Im fast auch fallen betritt Albert Creutz Neund. So auch bei der Auflistung der durch V-Einschläge sowie Sprengbomben verursachten Schäden gegen Ende des Krieges zu beklagenden Zivilopfer. Seine Fleißarbeit erforderte viel Einsatz, hat sich jedoch gelohnt. Mit diesem Buch hat der Autor allen Heimatfreunden einen weiteren lesenswerten Beitrag zu einer Kultur der Erinnerung in die Hand gegeben. Aus diesem verlässlichen Informationsschatz wird man in Zukunft schöpfen können und wir wünschen dem Buch, dass es den Weg in viele Heimatbibliotheken finden möge.

Albert Creutz, Gedenksteine und Wegekreuze in Lontzen-Herbesthal-Walhorn, 465 S., Helios-Verlag, Aachen, 2010, ist erhältlich in allen Buchhandlungen sowie bei der Göhlthalvereinigung (Maxstraße 10, Neu-Moresnet) zum Preise von 30 €.

